

AMERINDIAN RESEARCH

Zeitschrift für indianische Kulturen von Alaska bis Feuerland



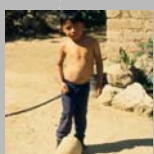
DAS KANU

Seine Entwicklung vom Nutzfahrzeug zum Sportfahrzeug



BALLSPIELE IM INDIANISCHEN NORDAMERIKA

Lacrosse, Shinny und Doppelball



FUSSBALL ODER BASKETBALL

in den indianischen Hochgebirgsdörfern Mexikos



OLLAMA

Ein Ballspiel der besonderen Art



DAS POOPOL WUUJ

und der Große Ballspielplatz in Chichén Itzá



REZENSIONEN | KURZBERICHTE | AUSSTELLUNGEN

Coverbild:

George Catlin, undatierte, handkolorierte Lithografie, 1835 oder später

Backcover:

Fotos: R. Oeser (Bisons – Yellowstone Lake – Upper Geysir Basin –Heart Spring – Upper Geysir Basin – Grand Tetons, südlich des Yellowstone-Parks – Mammoth Hot Springs – Old Faithful – Grand Canyon des Yellowstone)

| |
|--|
| printmix herr sickinger am waldrand 8 018209 bad doberan tel.: 038203-739173 |
|--|

Impressum:

AmerIndian Research. Zeitschrift für indianische Kulturen von Alaska bis Feuerland.

ISSN: 1862-3867

Gegründet im Jahr 2005 von Mario Koch und Rudolf Oeser.

Englische Übersetzung der Einleitungen von Robert A. Oeser, Brattleboro, VT (USA). Spanische Übersetzung von Sandro Gonzales.

Preisangabe inklusive Versand gilt für Deutschland.

Verlag:

Dr. Mario Koch (Eigenverlag, nicht im Handelsregister eingetragen), Bergstr. 4, 17213 Fünfseen / OT Rogeez

Tel. 039924-2174 (abends), E-Mail: Amerindianresearch@gmx.de,

Homepage: www.amerindianresearch.de

Herausgeber und Chefredakteur: Dr. Mario Koch

Satz und Layout: Rudolf Oeser

gedruckt bei printmix24, Bad Doberan

Redaktionsanschrift:

AmerIndian Research, Dr. Mario Koch, Bergstr. 4, 17213 Fünfseen/OT Rogeez

Copyright beim Verlag. Für gezeichnete Beiträge liegen die Rechte bei den Autoren, ansonsten beim Verlag.

Manuskripteinsendungen müssen frei von Rechten Dritter sein. Keine Haftung für unverlangt eingesandte Beiträge.

Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Herausgebers reproduziert werden. Alle gezeichneten Beiträge geben die Meinungen bzw. das Sachwissen der Autoren wieder und müssen nicht der Meinung der Redaktion entsprechen.

Bankverbindung:

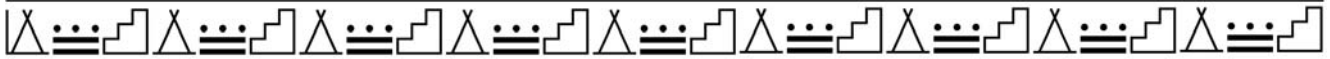
Commerzbank Rostock-Roggentin

Konto 190 99 77 01

BLZ 130 400 00

BIC: COBADEFFXXX

IBAN: DE47 1304 0000 0190 99 77 01



Liebe Leserinnen und Leser,

das vorliegende Heft vereint Beiträge, die alle das Thema Sport zum Thema haben. Wir haben uns zu diesem Themenheft entschlossen, weil im August die Spiele der XXIX. Olympiade durchgeführt werden – zumindest nach dem gegenwärtigen Stand.

Alle vier Jahre finden die Spiele der Olympiade statt. Trotz vieler Bedenken wurden die Spiele für 2008 nach Peking vergeben. Und aufgrund der jüngsten Ereignisse in Tibet werden vermehrt Forderungen laut, die einen Boykott der Spiele in Peking verlangen. Weil jedoch die Boykotts der Spiele in Moskau (1980) und Los Angeles (1984) keine Wirkung gezeigt haben, mehren sich die Stimmen für eine Teilnahme in Peking, um dort gegen die Menschenrechtspolitik der chinesischen Regierung protestieren zu können. Obwohl die olympische Charta, das Regelwerk, wie sich die Sportler verhalten sollen, jegliche politische Aktion verbietet, müssen auch die Funktionäre des Internationalen Olympischen Komitees erkennen, dass man den Sport nicht losgelöst von der Politik sehen kann. Sport, noch dazu bei so einem weltweit beachteten Ereignis wie den Olympischen Spielen, findet nicht im luftleeren Raum statt. Sport hat schon immer enge Beziehungen zur Gesellschaft, in der er ausgeführt wird. Die Tatsache, dass die Fernsehrechte an den Übertragungen der olympischen Sportereignisse für einige Millionen Dollar verkauft werden, zeigt auch das weltweite Interesse an diesem Ereignis. Dann zu vermuten, dass Sport, und gerade die olympischen Wettkämpfe, losgelöst von allen gesellschaftlichen Ereignissen gesehen werden kann, ist utopisch.

Während der Olympischen Spiele im Alten Griechenland, Vorbild für die heutigen modernen Spiele, war jeglicher militärischer Konflikt verboten und wurde geächtet. Heute sieht die Situation leider anders aus. "The show must go on" ist nach den terroristischen Anschlägen bei den Olympischen Spielen in München zum Schlagwort geworden.

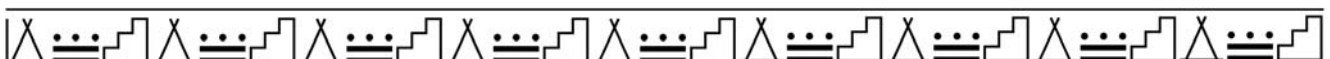
Dass Sport bereits bei den indianischen Völkern Amerikas eine wichtige gesellschaftliche Rolle gespielt hat und oft auch im Zusammenhang mit religiösen Vorstellungen praktiziert wurde, zeigen die Beiträge in diesem Heft deutlich.

Ihr Redaktionsteam

Dr. Mario Koch, Herausgeber

Inhalt:

| | | |
|--------------------------------|--|--------|
| <i>Mario Koch</i> | Die Spiele der III. neuzeitlichen Olympiade in St. Louis (1904) | S. 68 |
| <i>Mario Koch</i> | Das Kanu. Seine Entwicklung vom Nutzfahrzeug zum Sportfahrzeug | S. 69 |
| <i>Rudolf Oeser</i> | Ballspiele im indianischen Nordamerika | S. 76 |
| <i>Ursula Thiemer-Sachse</i> | Fußball oder Basketball in den indianischen Hochgebirgsdörfern Mexikos | S. 87 |
| <i>Angelika Danielewski</i> | Ollama – ein Ballspiel der besonderen Art | S. 93 |
| <i>Jens S. Rohark Bartusch</i> | Das Poopool Wuuj und der Große Ballspielplatz von Chichén Itzá | S. 98 |
| <i>Kurzbeiträge</i> | UNESCO-Weltkulturerbe: Yellowstone National Park | S. 110 |
| | Das Lippische Landesmuseum Detmold | S. 112 |
| | Der Rio de la Plata fließt durch Rom? – Der Brunnen auf der Piazza Navona | S. 115 |
| | Ein Bericht von der Leipziger Buchmesse (13.–16.3.2008) | S. 116 |
| | "Longest Walk 2" in den USA gestartet | S. 116 |
| | "Keine Olympischen Spiele auf gestohlenem Land!" | S. 117 |
| | Uranabbau auf Indianerland bedroht das Grundwasser | S. 118 |
| | Kein Platz für wilde Tiere: Beispiel "Yellowstone Nationalpark" | S. 119 |
| <i>Rezensionen</i> | | S. 120 |



Die Spiele der III. neuzeitlichen Olympiade in St. Louis (1904)

Mario Koch

Im Jahre 1904 fand in St. Louis am Mississippi eine Weltausstellung statt. Als Rahmenprogramm dieser großen Show wurden die Spiele der III. Olympiade der Neuzeit veranstaltet. In den Anfängen der modernen olympischen Bewegung waren die Vorstellungen über eine Olympiade noch etwas verschwommen und im Land der unbegrenzten Möglichkeiten wurde dann ein Programm aufgestellt, das seinesgleichen sucht. Es gab Schulmeisterschaften, Wettbewerbe zwischen Schulen und Hochschulen und Universitätsmeisterschaften.

Der traurige Höhepunkt der Veranstaltungsserie waren die als "anthropological days" bezeichneten Tage. Am 12. und 13. August 1904 fanden Wettbewerbe statt, über die Coubertin schrieb, dass sie "...den Negern, Indianern, Philippinern und Ainus vorbehalten waren. Ihnen wagte man die Türken und Syrier zuzugesellen."

Einige Chronisten der Olympischen Spiele verneinen diese sogenannten anthropologischen Tage. Es gibt jedoch einen offiziell publizierten Bericht in Spaldings "Athletic Almanach", der im Folgejahr erschienen ist.

Demnach hatte man diese sehr speziellen Wettkämpfe unter Federführung der Universität in St. Louis veranstaltet, um gewissermaßen in der Praxis zu untersuchen, ob die Berichte über indianische Wunderläufer, Meisterleistungen mit Pfeil und Bogen oder Ausdauerleistungen der Kaffern wirklich stimmen. So war es nicht verwunderlich, dass die Kolonialmächte unter den Ausstellern Wettkämpfer aus ihren Kolonien abstellten. Ursprünglich waren diese Menschen als lebende Exoten für die einzelnen Pavillons der Weltausstellung gedacht. Anscheinend hatte niemand ein Problem damit, diese untrainierten Menschen in einen Schauwettkampf zu delegieren, damit sie dort als ethnologisches Lehrmaterial dienen konnten.

Die Organisatoren gaben sich jedoch viel Mühe mit der speziellen Veranstaltung. Ein Mr. Delaney von der Universität in St. Louis erklärte den Teilnehmern vorab, was man in den einzelnen Disziplinen von ihnen erwartete. Aber er war entweder kein guter Coach oder niemand verstand seine Sprache – die Leistungen der "Wilden" enttäuschten die Organisatoren auf der ganzen Linie. Statt Weltrekorden gab es nur mäßige Ergebnisse, mit denen die Teilnehmer bei den oben erwähnten Schulmeisterschaften klar auf den hinteren Rängen gelandet wären. Man muss leider konstatieren, dass diese ethnologischen Wettbewerbe nicht nur eine reine Farce waren, sondern auch ein äußerst unrühmliches Kapitel in der Geschichte der USA. Ausgerechnet in St. Louis, dem Tor zum Westen, führte der Veranstalter derart entwürdigende Schaustellungen vor.

Man gab sich alle Mühe, die sportlichen Leistungen der eingesetzten "Wilden" zu "untersuchen". So gab es über die Strecke von 100 Yards sechs Vorläufe. Diese waren eingeteilt in Gruppen für Afrikaner, Moros (Philippinos), Patagonier,

Ainus (Japan), Cocopas (Mexiko), Indianer (Sioux). Die schnellste Zeit lief dann der Indianer George Mentz vom Stamm der Sioux mit 11,8. Der Olympiasieger Archie Hahn (USA) lief über die 100 Meter 11,0.

Ein weiterer dieser makabren Wettbewerbe war das Gewichtwerfen. Dort traten unter anderem drei Ainu aus Japan an: ein 28jähriger, ein 38jähriger und ein 57jähriger. Mit deren Leistungen war der Veranstalter ebenso unzufrieden, wie mit den Leistungen der anderen "Delegierten". Es ist schon erschreckend, zu welchen Dingen sich Menschen im Bewusstsein ihrer persönlichen Überlegenheit über andere aufschwingen können.

Der Vollständigkeit halber sollen noch die anderen Wettbewerbe dieser anthropologischen Tage genannt werden: Das Kugelstoßen gewann ein Sioux namens Dietz mit der Weite von 10,27 Metern. Über die 440 Yard siegte ein Cherokee namens Rye, den Weitsprung gewann der Sioux Mentz mit 5,18 Metern. Allerdings wird er nicht als Doppelolympiasieger geführt (er war ja auch der Schnellste über die 100 Yards), denn die Beteiligten an den ethnologischen Tagen erhielten weder Medaillen, noch erscheinen sie im offiziellen Bericht der Spiele. Statt Medaillen gab es für die Sieger amerikanische Flaggen ...

Über eine Meile lief ein nicht näher bezeichneter Indianer mit dem Namen Schwarzweißer Bär am schnellsten und im Speerwerfen gewann ein Mann von den Philippinen. Das Tauziehen schließlich (damals noch olympische Disziplin) gewann die Mannschaft von Patagonien vor Asien!

Auch wenn man dem Ganzen einen Anschein von Wissenschaftlichkeit gegeben hat, war nicht nur Coubertin über die Verletzung der olympischen Ideale verärgert. Heutzutage können wir dagegen mit Genugtuung feststellen, dass sich die sogenannten "Wilden" in der olympischen Bewegung einen festen Platz gesichert haben und als vollwertige Wettkämpfer an den regulären Wettbewerben teilnehmen. Die Schau von St. Louis ist ein trauriges Kapitel in der Geschichte Olympias und der USA.

Jedoch nahmen an den Lacrosse-Wettkämpfen auch Mohawk-Indianer teil. Lacrosse, immerhin eine von den Indianern übernommene Sportart, wurde im offiziellen Olympiaprogramm veranstaltet. Drei Teams nahmen daran teil: eines aus den USA, eins aus Kanada und dazu ein kanadisches Team mit Mohawk-Indianern. Diese belegten den dritten Rang. Ihre Namen sind uns überliefert worden:

Black Hawk, Black Eagle, Almighty Voice, Flat Iron, Spotted Tail, Half Moon, Lightfoot, Snake Eater, Red Jacket, Night Hawk, Man Afraid Soap, Rain in Face.

Es dauerte noch einige Jahre, bis aus den "Exoten" anerkannte und gleichberechtigte Olympiateilnehmer wurden. Dann allerdings zeigte sich, dass die Organisatoren der 1904 veranstalteten anthropologischen Tage mit ihren Einschätzungen weit daneben gelegen hatten.



Das Kanu

Seine Entwicklung vom Nutzfahrzeug zum Sportfahrzeug

Mario Koch

Die heutigen Kanusportler greifen auf eine der bedeutendsten Erfindungen der amerikanischen Ureinwohner zurück – das Kanu. Die heute im Kanurennsport benutzten Boote zeigen trotz aller technischen Entwicklungen immer noch große Ähnlichkeit mit den ursprünglichen Wasserfahrzeugen, die am Beginn ihrer Entwicklung standen. Obwohl es weltweit ähnliche Bootsformen gegeben hat, lässt sich an den heutigen Rennbooten erkennen, wo ihre Ursprünge liegen. Sowohl der Kajak als auch der Kanadier haben ihren Ursprung in Nordamerika.

Modern day canoeists rely on one of the most important inventions of the First Americans – the canoe. The boats used in today's canoe-races, despite all their technical innovations, still show a great deal of resemblance to the original vessels. Although similar forms of boats were to be found in the whole world, the present racing-boats reveal their origins. Both the Kayak and the Canadian canoe have their beginnings in North America.

Los actuales deportistas del piragüismo se valen de una de las creaciones mas importantes de los aborígenes americanos – la canoa. Estos botes que se utilizan hoy en día en competencias deportivas de piragüismo tienen apesar de todo el desarrollo tecnológico aun grandes similitudes con las embarcaciones de aquellos tiempos las cuales estaban, es ese momento, al principio de su desarrollo. Aunque en todo el mundo existan formas de botes similares se puede apreciar en los botes de carreras de la actualidad cual es su origen. Tanto el kayak asi como tambien la canoa tienen su origen en el norte de América.

Wenn in diesem Jahr die Olympischen Spiele stattfinden, werden viele Zuschauer auch wieder die Regattastrecke säumen und den Kanuten zusehen, wie sie im Kajak und im Kanadier mit großer Geschwindigkeit durch das Wasser gleiten. Der Anblick der Sportler in den schmalen Booten, in denen sich ungeübte Personen kaum länger als einen kurzen Augenblick in der Senkrechten halten können, ist schon imponierend. Kanurennsport wurde erstmals 1936 bei den Olympischen Spielen in Berlin als olympischer Wettkampf durchgeführt und ist seitdem ständig im Programm.



Abb. 1: Rennen im Kajak Vierer bei der Weltmeisterschaft 2007 in Duisburg. Im Viererkajak sitzen vier Sportler hintereinander und in einem Rennen treten jeweils neun Boote gegeneinander an.

Man unterscheidet beim Kanurennsport zwei verschiedene Bootsklassen: den Kajak und den Kanadier.

In beiden Klassen gibt es Einzelboote und Mannschaftsboote, wobei die Kanadier nur von Männern gefahren werden. Der Unterschied zwischen den beiden Bootsklassen ist auch für den Laien deutlich erkennbar: während die Sportler im Kajak sitzen und ein Doppelpaddel benutzen, muss der Kanadier-Fahrer auf einem Bein knien und mit einem auf einer Seite geführten Paddel das Boot vorantreiben. Dabei muss er nicht nur das Gleichgewicht halten, sondern zum Geradeausfahren auch noch auf dieser einen Seite mit dem Paddel steuern. Da haben es die Kajakfahrer leichter, denn ihre Boote verfügen über eine Steuerflosse, die über Lenkseile mit den Füßen gesteuert wird.



Abb. 2: Ein Kanadierfahrer. Hier Andreas Dittmer, mehrfacher Olympiasieger und Weltmeister im Kanadier. Nach Angaben auf seiner homepage ist Andreas der "schnellste Indianer der Welt" – was zumindest im Boot zutrifft.

Diese beiden, mittlerweile hoch spezialisierten Rennboote, die natürlich nach Länge, Breite, Form und Gewicht streng reglementiert sind, haben ihren Ursprung in Amerika. Der heutige Rennkajak ist eine Abwandlung des Kajaks der Eskimo (Inuit). Und der heutige Rennkanadier ist eine moderne Form des in Nordamerika benutzten Kanus, der Name ist dabei von einem der Herkunftsgebiete (Kanada) abgeleitet – nicht sehr originell, aber leicht nachvollziehbar. Der Oberbegriff für alle Bootstypen dieser Art, sowohl für Kajaks als auch für Kanadier, lautet Kanu. Dabei kommt gerade dieser Begriff aus der Karibik, er ist von der Arawak-Sprache abgeleitet. Übrigens ist das Wort Kajak ein Palindrom – man kann es von vorne und von hinten lesen.

Der heute im Rennsport benutzte Kanadier hat seine Vorfahren in den Birkenrindenbooten, wie sie im Gebiet der Großen Seen besonders weit verbreitet waren. Diese Rindenboote sind eine geniale Erfindung der amerikanischen Ureinwohner. Als Rohstofflieferant diente dabei die sogenannte Papier- oder Kanu-Birke (lat. *Betula papyrifera*). Dieser Baum besitzt eine feste, papierene Rinde und ist extrem kälteresistent. In Nordamerika gehört die *Betula papyrifera* zu den am weitesten verbreiteten Arten. In den Regionen der Subarktis und des Nordostens wurde dieser Baum für die Herstellung von Booten und Behältern genutzt. Vom Stamm abgelöste Rindenstücke wurden durch Hitze geschmeidig gemacht und mit Wurzelspänen zusammengenäht.

So nutzten die Algonquin die Rinde der Birke zum Bau von Booten. Die Bäume wurden im Frühjahr geschält, dann war die Rinde feucht und konnte leicht gebogen, gefaltet und genäht werden. Die Rinde wurde in Streifen geschnitten, die so lang wie der Kiel des Bootes waren. Ein Boot für eine Person war etwa dreieinhalb Meter lang. Für mehrere Personen gab es auch Boote, die bis zu 6 Meter lang waren. An die Seite des langen Streifens Birkenrinde wurden kleinere Stücke angenäht. Damit erreichte man die gewünschte Breite. Holzrippen und zwei Holzstangen, die den oberen Rand der Bootswand verstärkten, bildeten das Gerüst des Bootes. Zum Abdichten der einzelnen Nähte verwendete man Pech aus Fichtenharz. Die so gefertigten Birkenrindenboote hatten den Vorteil, dass sie extrem leicht waren und einen geringen Tiefgang hatten. Vorangetrieben wurde dieses Boot mit einem Stechpaddel, das auf einer Seite geführt wurde. Der Fahrer konnte dieses Boot allein um Stromschnellen oder auch von einem Gewässer zum anderen tragen. Nachteilig war die Bauart deshalb, weil die Boote sehr leicht zum Kentern zu bringen waren und die Außenhaut auf mechanische Einwirkungen empfindlich reagierte. Allerdings konnte so ein Boot auch von jedem Fahrer unterwegs repariert werden.

Die Ojibwa stellten ebenfalls Birkenrindenboote her. Dabei dienten diese Boote vor allem zur Ernte von Wildreis. Dazu fuhren die Frauen zur Ernte zu zweit oder dritt auf den See, um vom Boot aus den Wildreis zu ernten.

Es gab in den einzelnen Regionen verschiedene Varianten dieses Bootstyps. Das richtete sich auch nach dem Vorhandensein des notwendigen Baumaterials. So fertigten die Athapasken ihre Boote aus einem einzigen Stück Fichtenrinde. Diese wurde ebenfalls durch einige Rippen aus Holz in die richtige Form gebracht. Diese Boote konnten schneller hergestellt werden als die doch recht aufwändigen Birkenrindenboote, wiesen aber aufgrund ihres spröden Materials keine lange Lebensdauer auf.

Rindenboote gab es nicht nur im Kulturareal Nordostens, sondern auch in vielen anderen Gebieten bis hin zur Westküste. Je nach Region variierten die Bauformen der Boote zum Teil erheblich. Eine besondere Form sind die Plankenboote der Chumash (Kalifornien). Diese Boote waren aus mit Asphalt abgedichteten Holzstücken gefertigt, welche mittels Faserschnüren zusammengenäht wurden. Zudem gab es keinen festen Rahmen. Diese Bauweise gab es nur in Kalifornien und in abgewandelter Form noch in Chile!



Abb. 3: Beispiel aus Afrika. Ein Kriegskanu der Duala in Kamerun (1884)

Eine andere, aufwändige Variante, die aber nicht nur in Amerika praktiziert wurde, war das Bearbeiten von Baumstämmen. Mittels Ausbrennen und Bearbeiten mit Äxten oder Schabern formte man Baumstämme zu Booten, den sogenannten Einbäumen, die dann ebenfalls mit Stechpaddeln angetrieben wurden. Das Prinzip der Fahrweise und die Form stimmen mit den Birkenrindenkanus überein. Derartige Einbäume finden sich auf der ganzen Welt, in Europa, Asien, Afrika und Amerika. Aufgrund ihrer vollkommen anderen Bauweise soll auf diese Boote hier nicht weiter eingegangen werden.

Es gibt einige Berichte über die verschiedenen Bootstypen. Einer stammt von dem Franzosen Claude Le Beau, der 1729 aus Paris kommend in Quebec, der Hauptstadt der Kolonie Neuf Frankreich eintraf und dort

als Schreiber in der Verwaltung des Pelzhandels arbeitete. Im Jahre 1731 setzte er sich heimlich in die britische Kolonie Neuengland ab, um von dort aus nach Europa zurückkehren zu können. Dabei bereiste er von Europäern unbesetztes Indianergebiet, in dem die Abenaki und Irokesen lebten. Le Beaus Berichte über seine Zeit in Amerika sind mitunter sehr interessant (die folgenden Passagen sind dem Buch "Seltsame und neue Reise zu den Wilden von Nordamerika" entnommen, das 1986 im Verlag Gustav Kiepenheuer neu herausgegeben wurde. Das Original wurde 1738 erstmals publiziert.).

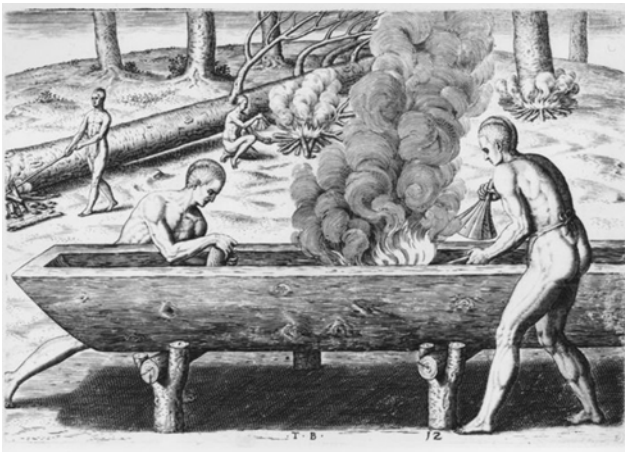


Abb. 4: Anfertigen von Einbäumen mit Hilfe von Feuer (nach de Bry).

"Die europäischen Flüsse sind nur Bäche in Vergleichung der Flüsse dieser Neuen Welt. ... Diese Nachen sind von Birkenrinden gemacht und können für ein Meisterstück der Wissenschaft der Wilden gehalten werden. Nichts ist artiger und bewundernswürdiger als diese zerbrechlichen Werkzeuge, mit welchen man doch eine unsägliche Last führen und, der Schwere ungeachtet, mit vieler Geschwindigkeit fortbringen kann. ... Der Boden des Nachens bestehet nur aus einem oder zweien Stücken Rinden, an welchen man andere Stücker mit Wurzeln annähet, welche von innen und außen gegummet werden, so daß sie aus einem Stück zu sein scheinen. Weil die Rinde, welche den Boden des Nachens ausmacht, nicht viel über einen Taler dick ist, so verstärkt man sie von innen mit Latten von sehr dünnem Zedernholz, ..." (S. 52)

Hier gibt der Franzose einen interessanten Aspekt wieder: die Verstärkung des Bodens, ansonsten wäre so mancher Fahrer oder Passagier sicher durch den Boden des Bootes gebrochen.

An anderer Stelle geht Le Beau auf die Festigkeit der Boote ein: "Obgleich diese kleinen Schiffe sehr bequem sind, so haben sie doch auch ihre Ungemächlichkeiten, denn man muss große Vorsichtigkeit gebrauchen, wenn man hineinsteigt, und sich viel Zwang antun, damit man nicht umschlägt und das Gleich-

gewicht des Nachens, wenn er im Lauf ist, erhalten werde. Sie sind übrigens so zerbrechlich, daß, wenn sie nur ein wenig auf den Sand oder auf Steine anstoßen, Spalten hineinkommen, durch welche das Wasser eindringet ..." (S. 53)



Abb. 5: Kanu der nordamerikanischen Indianer (nach Le Beau).

Weiter berichtet der Reisende von ständigen Reparaturen: Es verging kein Tag bei meinen Wilden, da sich nicht eine Stelle fand, welche gegummet werden musste." (S. 53) "...dasselbe nämlich jedes Mal aus dem Wasser zu ziehen, ..., als auch um es zu trocknen und die Spalten und Risse auszubessern, welche schier allemal, wenn wir ruderten, hineinkamen. Man bedient sich zu dem Ende eines Gummi, den man von dem Dornholz oder einem andern harzigen Baum losmacht. An dergleichen Bäumen ist in dem großen und weitläufigen Amerika kein Mangel." (S. 54)

Le Beau hat hier sehr gut beobachtet. Deutlich wird, dass die Kanus im Waldland zwar das bevorzugte Transportmittel waren, dass sie aber auch sehr anfällig waren, dafür jedoch auch immer relativ leicht repariert werden konnten. So, dass die Vorteile die durchaus vorhandenen Nachteile doch aufwogen. Auch bringt der französische Reisende sehr deutlich zum Ausdruck, dass es regional abweichende Formen desselben Bootstypes gegeben hat. So haben die Boote auf dem St. Lorenz-Strom und auf den Großen Seen, wo starke Wellen herrschen, hochgezogene Enden, um sicher durch die Wellen zu schneiden. Auf den Flüssen im Binnenland sind die Steven dagegen flach gehalten, da man hier nicht gegen den Wellengang ankämpfen muss.

Zum Umtragen des Bootes von einem Flusslauf zu einem anderen über Land nutzten die Begleiter des französischen Adligen einen zusätzlichen Stock, der extra angefertigt wurde (wozu es im Wald genügend Holz gab) und dann an einem der Querstäbe des

Bootes so angebracht wurde, dass man das Boot rücklings tragen konnte. So waren auch beschwerliche Portagen über Berge relativ einfach zu bewältigen.

Der Kajak der Eskimo scheint eine logische Weiterentwicklung der Birkenrindenboote zu sein. Eine entsprechende Anmerkung findet sich auch bei Nansen (1903, S. 26). Es erscheint als logische Konsequenz, dass erfahrene Bootsbauer sich bei der Erweiterung des Jagdgebietes Gedanken über die Verbesserung ihres Jagdgerätes machten und ihr vorhandenes Material durch eine Abdeckung der Oberseite seetauglich machten.



Abb. 6: Zwei Inuit im Kajak in Ilulissat, Diskobay, Westgrönland (1996). Wikipedia Bildarchiv.

Man nutzte ein anderes Material, denn die notwendigen Birken waren in der Region nicht vorhanden. Zudem wurden die Boote geschlossen gefertigt, damit waren sie auch seetüchtig. Passend zum Kajak wurde auch das Jagdgerät entwickelt. Da die Jagd mit Pfeil und Bogen im leicht kenternenden Kajak viel zu riskant ist, wurde die Harpune aus dem Wurfspeer entwickelt. Mit einer Spitze, die sich vom Schaft löste und so nicht abbrechen konnte, gleichzeitig aber mit einem Seil weiterhin mit dem Schaft verbunden war, gelang eine der wichtigsten Erfindungen der Eskimos. Ursprünglich waren kleine Blasen am Schaft befestigt, so dass fliehende Jagdbeute mit dem nach oben treibenden Schaft zu kämpfen hatte. Später ging die Entwicklung dahin, dass die Blasen vom Schaft gelöst wurden und

an einem extra Seil mit deren Ende verbunden waren. Das gleiche Prinzip wird heute noch bei den Walfangharpunen benutzt.

Die Jagd mit der Harpune war im Kajak insofern leichter zu bewerkstelligen, weil der Jäger nur mit einer Hand die Waffe werfen musste. Die andere Hand hielt das Paddel und stützte so den Jäger zur Sicherheit ab, damit er beim Abwurf der Harpune nicht kenterte.

Der Kajak wurde in seiner ursprünglichen Form von den Inuit entwickelt und sieht auch heute noch auf den ersten Blick seiner ursprünglichen Form sehr ähnlich. Die Inuit bauten ihr Boot für die lebensnotwendige Jagd auf Robben. Über einen Holzrahmen wurden Felle aufgezogen. An eine Steuerung wie bei den heutigen Rennbooten war natürlich nicht zu denken, diese wäre für die Jagd viel zu anfällig gewesen. Das Boot war rundum geschlossen und völlig wasserdicht. Nur eine einzige Öffnung auf der Oberseite ermöglichte dem Jäger den Einstieg. Diese Sitzöffnung, die von einem Holzring umschlossen wurde, konnte man mit einem dort befestigten Seehundsfell abdichten, das dann eng am Oberkörper des Fahrers befestigt wurde oder der Fahrer trug eine Art Schurz, der mittels eines Zugriemens an der Öffnung befestigt wurde, so dass dort kein Wasser eindringen konnte. So war es den Inuit sogar möglich, wenn sie auf offener See kenterten, sich mittels der berühmten Eskimorolle wieder aufzurichten, ohne dass Wasser ins Boot gelangte und ohne dass sie aussteigen mussten.

Ursprünglich kamen die Vorfahren der heutigen Eskimo aus Asien. Sie waren die letzten Einwanderer auf den amerikanischen Kontinent. Ist auch die Zeit der Einwanderung noch nicht als gesichert anzusehen, so steht doch fest, dass man bereits mit dem Beginn des 3. Jahrtausends v.Chr. in Alaska von aleutischen und eskimoischen Kulturen sprechen kann. Von Alaska aus wurden weite Teile der Arktis besiedelt. Während der sogenannten Dorset-Kultur (ab 1. Jahrhundert v.Chr.) wurde bereits Grönland besiedelt. Nachweislich herrschte bereits die Jagd auf Meeressäuger unter Verwendung von Harpunen vor. Ab 1000 n.Chr. folgte dann mit der Thule-Kultur die letzte Be-

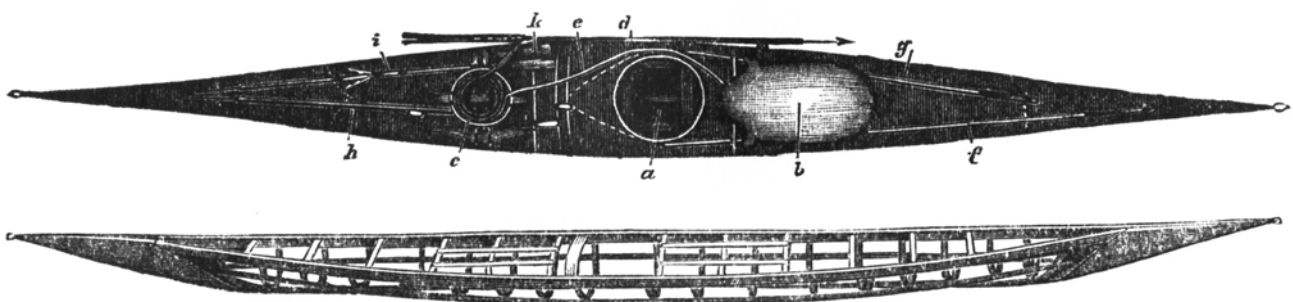


Abb. 7: Eskimo-Kajak von oben gesehen und Kajakgerippe



siedlungswelle in die arktischen Gebiete bis nach Grönland. Bedingt durch eine Erwärmung des Klimas gab es nun viel offenes Wasser, wodurch die Jagd auf Wale vom Boot aus notwendig wurde. Durch das rasche Vordringen der Thule-Kultur übernahmen die existierenden Dorset-Gemeinden auch die Sprache der Neuankömmlinge, wodurch sich die einheitliche Inuitsprache erklären lässt. Auch wenn man vom Kulturareal Arktis spricht, darf man nicht vergessen, dass es keine einheitliche "Eskimo-Kultur" gibt. Selbst in der Arktis sind die Lebensbedingungen in den verschiedenen Regionen sehr unterschiedlich. Die Jäger und Fischer mussten sich im Kulturareal Arktis bereits frühzeitig den Wanderbewegungen der Jagdtiere anpassen: Wale wanderten im Meer, Lachse wanderten nur zu bestimmten Zeiten die Flüsse zu ihren Laichplätzen hinauf und die Karibuherden wechselten ständig zwischen den Winter- und Sommerweiden. So wanderten auch die Menschen auf der Suche nach Nahrung zwischen den Fang- bzw. Jagdgebieten hin und her.

Im Winter war die Robbenjagd eine wichtige Quelle zum Nahrungserwerb. Die Robbenjagd am Eisloch erforderte aber viel Geduld. Im Sommer konnte man vom Boot aus Jagd auf die Robben machen. Der Kajak war dafür das am besten geeignete Boot. Auch wenn es Mehrsitzer für zwei Personen gab, so überwog doch der Einsitzer. Der Kajak ist eines der am höchsten entwickelten Jagdgeräte der Menschheit: leicht, wendig, schnell und gleichzeitig ein Schutz vor Kälte und Nässe für seinen Fahrer. Trotz unterschiedlicher Ausführungen in den einzelnen Regionen der Arktis ist der Grundaufbau immer gleich. Der Rahmen des Kajaks besteht aus einem Holz- oder Knochengestell. Dieses ist jedoch nicht vollflächig, sondern es sind einzeln verbundene Spanten. Diese sind dann mit einer Bespannung aus Leder (meist von Seehundfell) überzogen. Die einzige Öffnung im Boot ist das Sitzloch für den Paddler. Mit der bereits oben beschriebenen Bekleidung dichtete er das Boot völlig ab, so dass es auch im Fall einer Kenterung nicht voll Wasser laufen konnte. Bereits in jungen Jahren lernten die Jäger die so genannte Eskimorolle. Im Falle einer Kenterung konnten sich die Jäger mit dem Boot wieder aufrichten. Etwas Körperbeherrschung gehört schon dazu, es ist aber gerade mit den beschriebenen Kajaks ohne weiteres möglich. Auch heutige Kanuten üben noch die Eskimo- oder Kenterrolle. Die heutigen Wildwasser- und Wanderkanus sind dazu geeignet. Mit einem Rennkajak ist es weitaus schwieriger, aber mit Übung auch zu schaffen, da man sich mit dem Paddel wieder hochdrücken kann. Verliert man jedoch beim Kentern das Paddel, funktioniert auch die Eskimorolle nicht. Die Jäger der Inuit waren meist in Gruppen unterwegs, so dass man sich bei einer Kenterung auch gegenseitig half. Das war vor allem wichtig, wenn sich die Jäger weitab vom Land befanden. Denn dann vermieden sie

es bei einer Kenterung, das Boot zu verlassen (was natürlich auch möglich war), um nicht im eiskalten Wasser schwimmen zu müssen. Dank der abgedichteten Kleidung und des abgedichteten Bootes war eine Kenterung, die mit einer Eskimorolle abgeschlossen werden konnte, für den Gekenterten immer günstiger, da er nicht so schnell auskühlte wie im Falle eines Ausstiegs aus dem Boot. Denn auch im Sommer war das Wasser, in dem die Inuit jagten, eiskalt und die Gefahr des Erfrierens war ständig gegeben.

So war die perfekte Beherrschung des Kajaks eine wichtige Voraussetzung nicht nur für den Jagderfolg, sondern auch für das Überleben.

An der Oberseite des Kajaks wurden noch Riemen befestigt. Unter den Riemen schnallte der Jäger seine Waffen fest. Die Jagdbeute wurde dann mit Hilfe anderer Jäger auf die vordere oder hintere Deckfläche des Bootes geschnallt oder am Boot festgebunden und gezogen – was aber sehr schwierig war, so dass man diese Form des Transports nur wählte, wenn man dicht unter Land war.



Abb. 8: Inuit Kajak ohne Bezug. Deutlich ist das Gestell zu erkennen. Westgrönland 1996. Bildarchiv Wikipedia

Zwar wurde das Leder der Kajaks eingefettet, trotzdem saugte es mit der Zeit Wasser auf und die Boote mussten regelmäßig getrocknet werden. Ansonsten wurde das Boot mit der Zeit manövrierunfähig. Auch heute kann man auf Grönland noch die Gestelle mit den zum Trocknen aufgelegten Kajaks sehen.

Neben dem Kajak nutzten die Inuit auch den sogenannten Umiak. Das ist ein großes und offenes Boot, in dem mehrere Personen Platz finden. Einige

Männer rudern das Gefährt, während andere die Harpunen werfen. Dieses Boot dient dem Walfang, denn dafür sind die Kajaks nicht geeignet. Außerdem waren die Umiaks auch das wichtigste Transportmittel. Die häufige Verlegung der Wohnplätze verlangte nach einem Transportmittel, das geräumig genug war, Hausrat und die Frauen und Kinder zu transportieren. Im Gegensatz zum Kajak wurde das Umiak mit dem Rücken zur Fahrtrichtung gerudert.

Einen interessanten Bericht über den Bau des Kajaks gibt Fridtjof Nansen. Sein Buch "Eskimoleben" erschien 1903 auf Deutsch bei Georg Heinrich Meyer in Leipzig. So beschreibt der norwegische Forscher den Kajak:

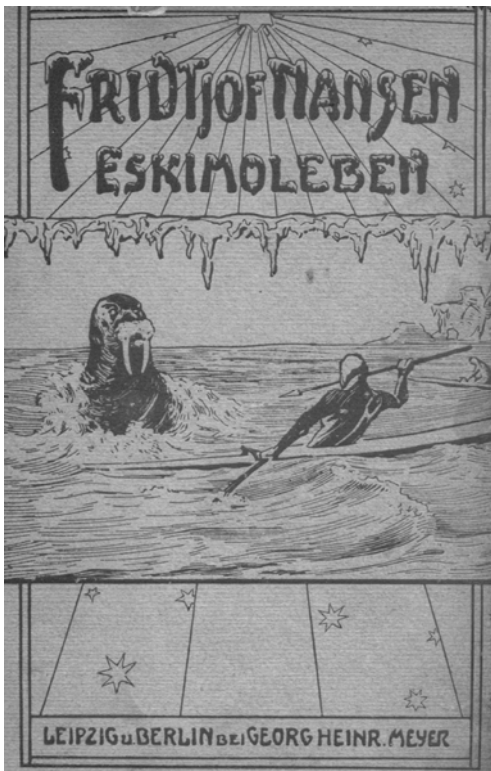


Abb. 9: Eskimojäger auf dem Einband von Nansens Buch (Leipzig und Berlin, 1903)

"Innen hat der Kajak ein Holzgerippe. Dieses Gerippe, ..., wurde früher stets aus Treibholz gemacht, und zwar am liebsten aus weißem, dem leichtesten. ... dieses Holzgerippe wird außen mit Leder überzogen, vorzugsweise mit der Haut des Grönlandseehundes (*Phoca groenlandica*) oder dem Fell der Klappmütze (*Cystophora cristata* / Eine Art der Hundsröbber. Anm. Vf). Letzteres ist nicht so dauerhaft und wasserdicht. Bekommt man aber das Fell einer jungen Klappmütze, deren Haut noch nicht so große Poren hat, so gilt auch das für gut. ... am liebsten bezieht man den Kajak gleich, solange die Häute noch frisch sind. Hat man sie schon trocknen lassen, so müssen sie ein paar Tage sorgfältig eingeweicht werden, ehe das Beziehen vor sich gehen kann. Sie müssen so naß und dehnbar

wie möglich sein, damit sie sich richtig strammziehen lassen und getrocknet so straff wie ein gespanntes Trommelfell sitzen. Gerben, Kajakbeziehen und Nähen der Häute ist Frauensache. ...

In der Mitte des Kajakdeckes ist ein Loch, nur gerade so groß, daß ein Mann seine Beine hineinstecken und sich setzen kann. Seine Hüften füllen die Öffnung beinahe vollständig aus. Es bedarf daher einer gewissen Übung, um einigermaßen gewandt in den Kajak hinein- und wieder aus ihm herauszukriechen. Oben umschließt das Loch der Kajakring, ein gebogener Holzreifen. Er erhebt sich 3 bis 3 ½ cm über das Deck des Kajaks, und über ihn wird der Wasserpelz, ..., gezogen. An den Sitz werden über die Rippen des Kajakbodens ein oder mehrere Stücke alter Kajakhäute und ein Stück Bärenfell oder ein anderes weichhaariges Fell gelegt, um einen einigermaßen bequemen und weichen Sitzplatz herzustellen.

Gewöhnlich baut jeder Fänger seinen Kajak selbst und nimmt dabei so genau Maß am eigenen Körper, als wollte er sich einen Anzug schneiden. Ein Kajak für einen Grönländer von Durchschnittsgröße ist in der Gegend von Godthaab etwa 5 ½ m lang. Die Breite des Deckes beträgt vor dem Kajakring, wo sie am größten ist, ungefähr 45 cm oder etwas mehr ..." (S. 36-39).

Es ist übrigens interessant, die von Nansen zu Beginn des vorigen Jahrhunderts gemessenen Abmessungen mit denen der heutigen Rennboote zu vergleichen:

Laut Wettkampfbestimmung der Internationalen Kanu Föderation (ICF) misst ein Kajak (K1 für einen Fahrer) 5,20 Meter in der Länge und muss eine Mindestbreite von 51 Zentimetern aufweisen (allerdings nicht durchgängig, denn die schnittige Form des Rennbootes ist ja gewollt). Das Mindestgewicht des Kajaks beträgt 12 Kilogramm. Heute werden die Rennboote aus extrem leichtem Kunststoff gefertigt und im Windkanal getestet – wo früher Wert auf Zuverlässigkeit gelegt wurde, geht es heute um Hundertstelsekunden. Im Rennsport werden heute gerade Strecken über 200, 500 oder 1000 Meter zurückgelegt. Dabei kommt es darauf an, diese Strecke in der kürzesten Zeit zu überwinden. Dagegen wären die heutigen Sportboote für eine Jagd auf Seehunde denkbar ungeeignet. Vor allem, weil sie so extrem schmal und leicht gebaut sind, wären sie für die See nicht tauglich.

Nansen erwähnt in seinem Buch verschieden lange und breite Boote in den Gebieten Grönlands. An der Meeresküste waren die Boote kürzer und schmaler, damit ließen sie sich bei stärkerem Seegang besser dirigieren.

Über die Paddel schreibt Nansen: "Zum Rudern bedient man sich eines zweiblättrigen Ruders, das in der

Mitte festgehalten und abwechselnd rechts und links eingetaucht wird... Dieses Ruder ist wahrscheinlich aus dem einblattigen Kanoeruder der Indianer entstanden. Bei den Eskimos an der Südwestküste von Alaska finden wir noch heute nur letztere; erst nördlich von Yukonriver stößt man auf zweiblättrige Ruder, aber auch dort sind die einblattigen noch überwiegend. Noch nördlicher und weiter östlich, längs der amerikanischen Küste, kommen beide Arten vor, bis schließlich östlich von Mackenzie das zweiblättrige Ruder die Herrschaft behält." (S. 40).

Heute bezeichnet man die Paddel weder für den Kajak noch für den Canadier nicht mehr als Ruder. Diese Bezeichnung wurde damals noch verwendet, weil man den bekannten Begriff vom Ruder übernahm. Dass es sich bei den heutigen Rennbooten um eine Übernahme der alten indianischen Bootstypen handelt, beweist schon der Name. Das Wort Kajak wurde direkt übernommen, für das Kanu (Rindenbirkenboot) stand der Name des Ursprungsgebietes Pate: Kanada.

Die ersten Kanus wurden wohl im 16. Jahrhundert von englischen Kapitänen nach Europa gebracht. In England wurden sie auch bald als Sportgeräte genutzt. Und gegen Ende des 18. Jahrhunderts brachten englische Studenten das Kanu mit nach Deutschland. Damals nannte man die Kajaks noch "Grönländer". Somit wird deutlich, dass beide Bootstypen anfangs nach ihrem Ursprungsgebiet benannt worden sind. Für den Canadier hat sich der Name erhalten. Der Grönländer wurde zum Kajak umbenannt.



Abb. 10: Rennen im Canadier Einer. Hier bei der WM 2007 in Duisburg.

Der erste deutsche "Grönländer-Club" wurde 1860 in Breslau gegründet. Weitere Zentren des Kanusports waren in den ersten Jahren Leipzig, Berlin und Hamburg. Viele Ruderer wechselten zum Kanusport, weil man im Kanu auch allein fahren konnte und nicht auf eine Mannschaft angewiesen war. Das erste Rennen mit Paddelbooten in Europa wurde 1862 in Budapest

ausgetragen – damals noch im Rahmen einer Ruderregatta. Viele der frühen Vereine waren den bestehenden Rudervereinen angeschlossen. 1905 wurde in Hamburg der Alster-Canoe-Club gegründet. Dies ist der älteste noch bestehende deutsche Kanuverein. 1914 wurde dann in Hamburg der Deutsche Kanu-Verband gegründet. Die ersten Meisterschaften in Deutschland fanden 1919 statt. Bereits im folgenden Jahr beschloss der Deutsche Kanutag die Klasseneinteilung in Kajaks und Kanadier. Diese Bezeichnungen sind auch heute noch gültig.

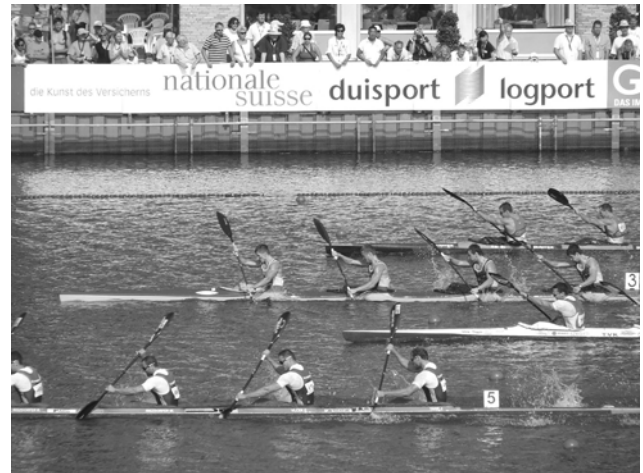


Abb. 11: Kajak. Hier ein Viererkajak bei der WM 2007 in Duisburg. Die Sportler fahren mit einem Doppelpaddel.

1924 wurde der Vorläuferverein der heutigen Internationalen Kanuföderation gegründet und bei den Olympischen Spielen in Paris wurden Kanurennen vorgestellt. Seit 1933 gibt es Europameisterschaften und 1936 in Berlin wurden Kanurennen erstmals unter olympischer Flagge ausgetragen. Heute zählt der Kanusport, zu dem ja nicht nur der Rennsport gehört, Millionen Anhänger weltweit. Aus den Kajaks und Kanus der amerikanischen Ureinwohner haben sich innerhalb von kurzer Zeit schnittige Boote entwickelt, die heute ganz anderen Zielen dienen als ihre Vorläufer. Aber die ursprüngliche Bootsform ist immer noch zu erkennen und belegt die Genialität dieser in Nordamerika entwickelten Bootstypen.

Literatur

Claude Le Beau

1986 Seltsame und neue Reise zu den Wilden von Nordamerika, Leipzig: Kiepenheuer.

De Bry

1977 Amerika oder die Neue Welt, Leipzig: Kiepenheuer.

Fridtjof Nansen

1903 Eskimoleben, Leipzig: Georg Heinrich Meyer.

Christian F. Feest (Hrsg.)

2000 Kulturen der nordamerikanischen Indianer, Köln: Könemann.

Archiv Verfasser

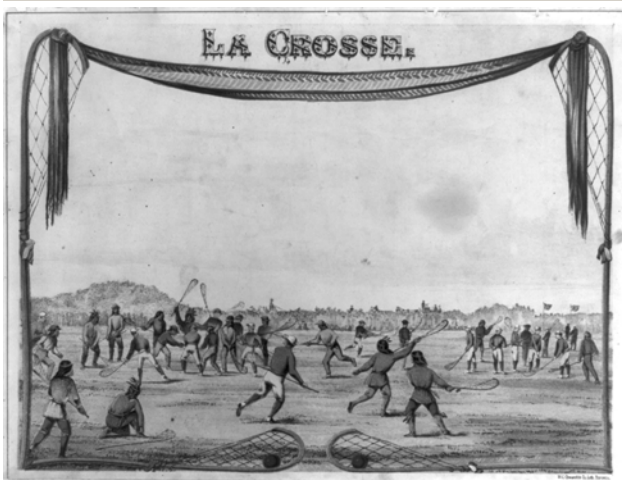
Ballspiele im indianischen Nordamerika

Rudolf Oeser

Die Indianer Nordamerikas, Männer wie Frauen, waren begeisterte Ballspieler. Die wichtigsten ihrer Spiele waren Lacrosse, Shinny und Doppelball. Trotz der Unterschiede zwischen den einzelnen Spielen, gab es auch einige gemeinsame Merkmale. Manche Spiele dienten nur der Unterhaltung, viele hatten jedoch religiöse Hintergründe.

The Indians of North America, men as well as women, were enthusiastic ball players. Their most important games were lacrosse, shinny and double-ball. Despite differences between the individual games, there were also some shared features. Some of the games served only for entertainment, but many had religious backgrounds.

Los Indios de América del norte tanto hombres como mujeres fueron apasionados jugadores de balón. Entre sus juegos mas importantes estaban el Lacrosse, Shinny y el balón doble. A pesar de las diferencias individuales de estos juegos tambien hubo entre ellos algunas características comunes. Algunos juegos servian solo de entretenimiento pero muchos de ellos tenian tambien un fondo religioso.



Zeitgenössische Darstellung (zwischen 1830-1910) eines Lacrosse-Spiels, an dem neben Indianern auch Weiße teilnahmen.

Einführung

Ob sie Bewohner des nordöstlichen Waldlandes oder des Südostens, der Plains und Prärie, des Plateaus oder Kaliforniens waren, ein gemeinsames Merkmal verband viele nordamerikanische Indianerstämme trotz ihrer unterschiedlichen Kulturen und Sprachen: Sie spielten begeistert Ball. Die Spiele unterschieden sich regional in ihren Regeln und verwendeten Utensilien, doch lassen sich einige allgemeine Muster erkennen, die insofern verblüffen, als sie sich über sprachliche und kulturelle Grenzen hinweg weit verbreitet finden.

Neben zahlreichen Wurf- und Fangspielen, die nur regional verbreitet waren oder über die nur wenig konkrete Informationen bekannt sind, fanden insbesondere Shinny (Rasenhockey, stick ball), Lacrosse bzw. Racket (ein Ballspiel mit tennisähnlichen Schlägern) und das so genannte Doppelballspiel weite Verbreitung. Dabei finden sich das Shinny und das Doppelballspiel am weitesten verbreitet und waren praktisch im gesamten Gebiet der heutigen Vereinigten Staaten und der angrenzenden Gebiete Kanadas und

Mexikos bekannt. Beide Spiele ähneln einander im Regelwerk und sind auch eng mit dem Lacrosse bzw. Racket verwandt, das lediglich mit komplizierteren Schlägern gespielt wurde.

So ist unklar, welche der Spiele (z.B. Lacrosse oder Shinny) bzw. Spielgeräte historisch älter oder jünger sind und von welchen Stämmen oder Kulturarealen ausgehend sich die Spiele oder bestimmte ihrer Merkmale ausbreiteten. Obwohl zahlreiche Berichte in frühere Jahrhunderte datieren, stammen gerade die ausführlichen und fundierten Schilderungen oft erst aus dem 19. Jahrhundert oder gar aus der Wendezeit zum 20. Jahrhundert. Zu dieser Zeit hat es bereits lange und enge Kontakte zu den Euro-Amerikanern gegeben und das Vordringen der Weißen hatte stark in die indianische Lebenskultur eingegriffen, Völkerbewegungen (oder Vertreibungen) bewirkt oder auch ehemals verfeindete Völker miteinander in friedlichen Kontakt gebracht. Angesichts der oft gegenwartsnahen Ballspielzeugnisse ist es manchmal schwer nachzuweisen, inwiefern die Ballspiele angestammtes Kulturgut oder in jüngerer Zeit übernommene Freizeitbeschäftigung sind. So wird das historische Bild durch die späte Bestandsaufnahme etwas verfälscht, denn einige Spiele, die nach 1890 bei den westlichen Stämmen beobachtet wurden, scheinen erst kurz vorher als Bestandteil der kurzlebigen Geistertanzreligion in das Brauchtum bestimmter Stämme aufgenommen worden zu sein. Diesen Hintergrund hat nach Meinung des Ethnologen James Mooney (1861-1921) ein 1898 von ihm beschriebenes Ballspiel, das die Frauen der Arapaho gegeneinander führten. Auch unter den Cheyenne, Pawnee, Wichita und Kiowa traten zu dieser Zeit Ballspiele auf, die erst mit dem Geistertanz, also in der Reservationszeit übernommen worden waren.

Ein umfangreiches, wenngleich nicht vollständiges Faktenmaterial hat der Ethnologe Steward Culin (1858-1929) vor genau 100 Jahren zusammengetragen, verzichtete jedoch auf eine sachliche Kommentierung der unzähligen von ihm zusammengestellten Fakten. Er

gliederte seine Arbeit, die alle Arten von sportlichen und Glücksspielen umfasst, nach Spielarten und innerhalb dieser nach Stämmen, die entsprechend ihrer sprachlichen Zugehörigkeit (soweit damals bekannt) aufgelistet waren.

Diese Zusammenstellung Culins, zweifellos eine ausgezeichnete Fleißarbeit, ist aus heutiger Sicht jedoch etwas problematisch. Es fehlen Kommentare, die dem Leser beim Einordnen der Fakten helfen. Insbesondere werden kulturelle Zusammenhänge nur mangelhaft dargestellt und die zeitliche Komponente fast vollständig außer acht gelassen. So entstand durch eine Reihe widersprüchlicher zeitgenössischer Zitate ein verworrenes Bild der Verbreitung und Methodik indianischer Ballspiele. Es ist nicht zu übersehen, dass die meisten zeitgenössischen Berichte eher ungenau und kurz und die aufgeführten Details in Bezug auf die erwähnten Stämme eher zufällige Zeugnisse sind.

Wir wollen an dieser Stelle einem anderen Muster folgen und grundsätzliche Ähnlichkeiten oder Unterschiede herausarbeiten.

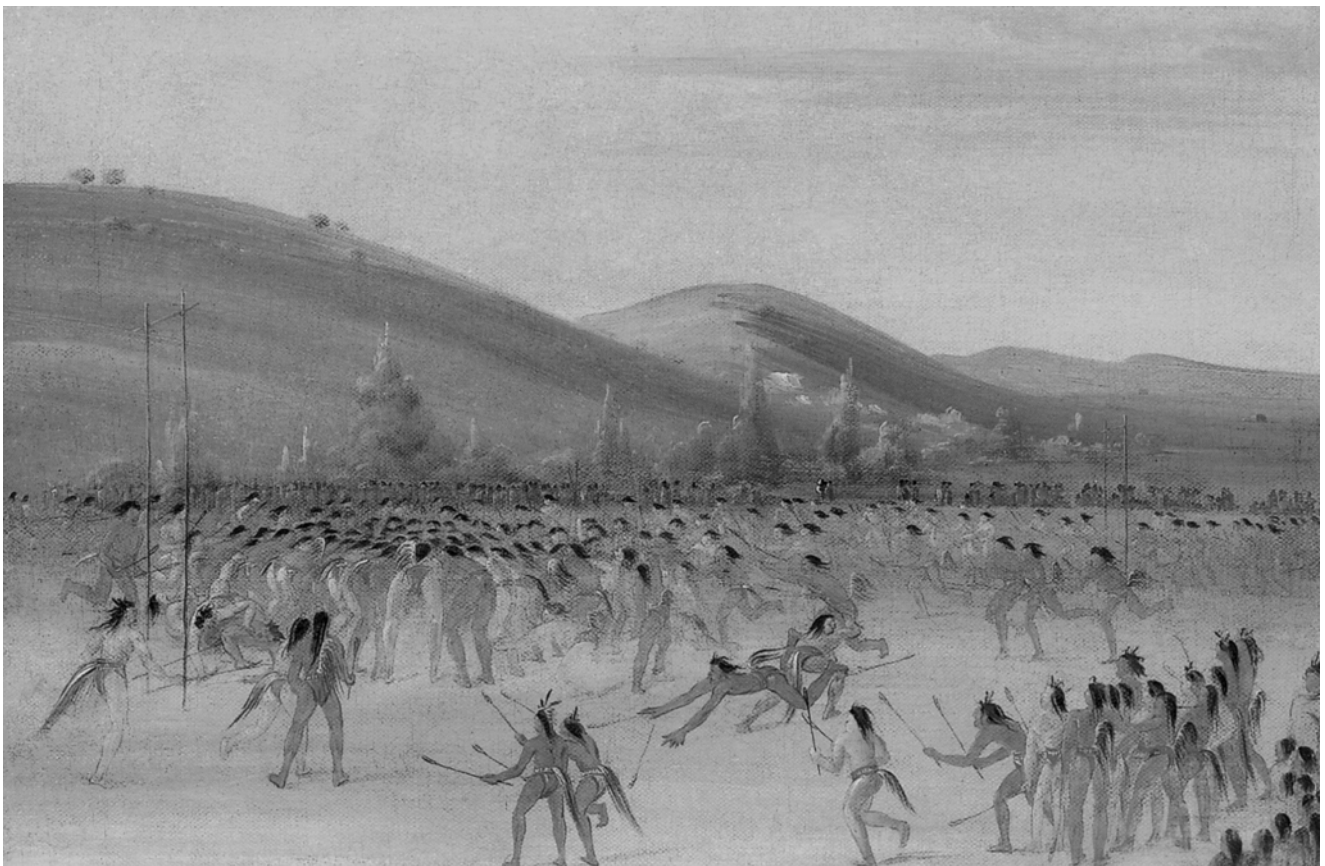
Verwandtschaft und Verbreitung von Lacrosse, Shinny und Doppelball

Lacrosse, Shinny und Doppelball waren die wohl am weitesten verbreiteten Ballspiele der Indianer Nordamerikas. Obwohl sie sich in äußeren Merkmalen scheinbar deutlich voneinander unterschieden, wiesen

sie andererseits eine Reihe gemeinsamer Merkmale auf, so dass sie hier im Zusammenhang betrachtet werden sollen.

Lacrosse oder Racket war das bekannteste, vielleicht auch wichtigste der drei Ballspiele. Trotz einiger Abweichungen, die weiter unten erläutert werden sollen, wurde beim Lacrosse von zwei gegnerischen Mannschaften ein Ball mit Hilfe eines Netzschlägers in Richtung gegenüber liegender Tore oder Ziellinien vorangetrieben. Dabei wurde der Ball eher getragen, als geschlagen. Der Schläger war mit einem netzähnlichen Geflecht versehen, das der Aufnahme des Balls diente. Die Gegner versuchten ihrerseits, den Ball herauszuschlagen, um ihn selbst zum Zieltor zu bringen. Der französische Name "Lacrosse" soll nach mancher Meinung daher stammen, dass sich die Franzosen im 17. Jahrhundert beim Anblick der Schläger an gebogene Bischofsstäbe erinnerten. Zumindest kam dem Jesuitenmissionar Jean de Brébeuf (1593-1649) im Jahr 1634 dieser Gedanke. Die Indianer hatten, abhängig von ihrer jeweiligen Sprachzugehörigkeit natürlich eigene Bezeichnungen. Im englischen Sprachgebrauch wird das Spiel oft Racket genannt.

Obwohl vielleicht das berühmteste Ballspiel der Indianer Nordamerikas, fand das Lacrosse eine begrenzte Verbreitung auf den östlichen Teil Nordamerikas und wurde bei einigen Algonkin-, Iroquois- und Maskogi-Stämmen am besten dokumentiert. Aus-



Lacrosse der Choctaw um 1835. Links ist ein Tor zu sehen. [George Catlin]

nahmsweise fand es sich indes auch im fernen Westen bei Chinook und Salish sowie regional begrenzt in Kalifornien, nicht jedoch im Südwesten. Wie sich das Spiel über diese geografischen Räume verbreitete, ist unbekannt. Lediglich von den Dakota kann man aufgrund der gleichen Ballspielutensilien und entsprechender Bezeichnungen schlussfolgern, dass sie das Spiel von den Ojibwa übernommen haben.

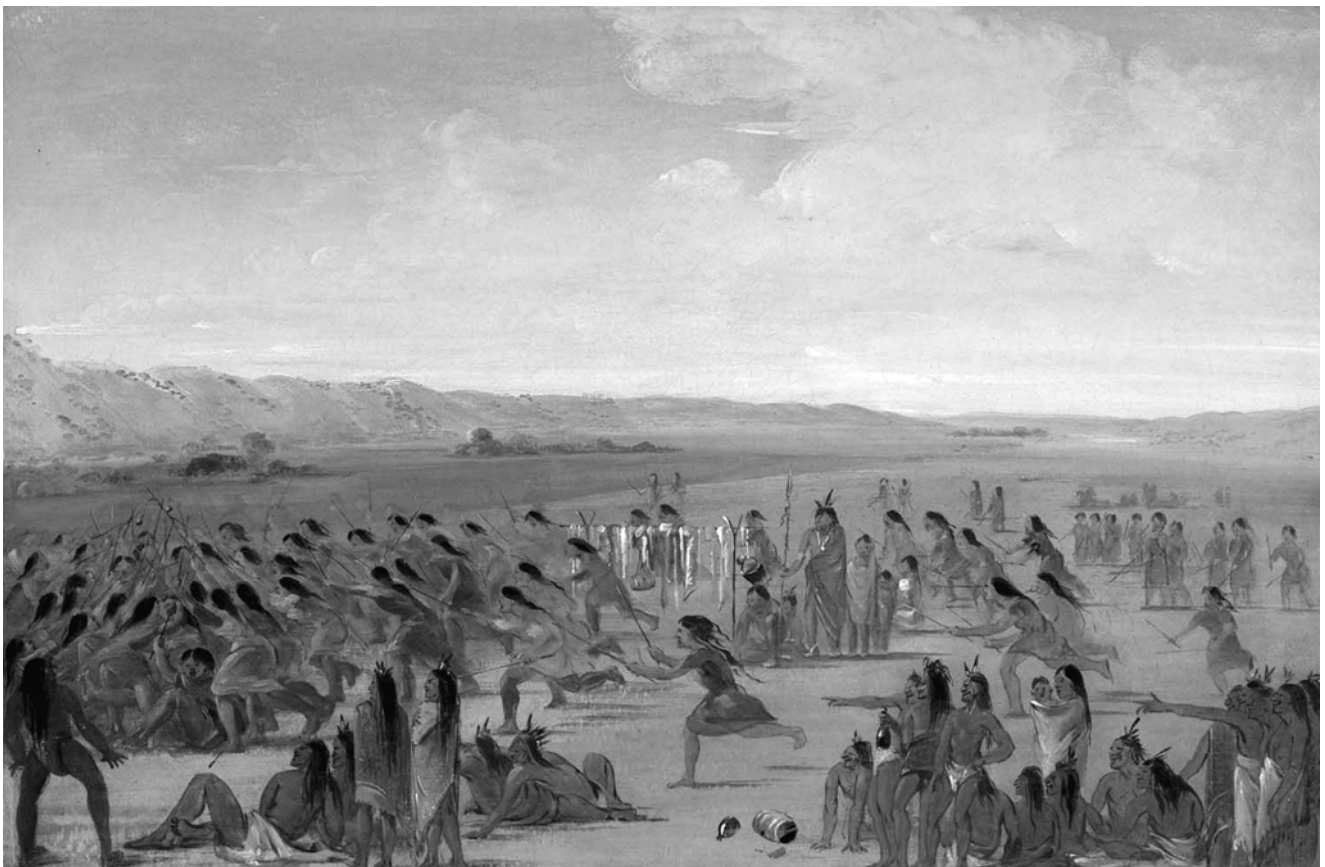
Der Begriff "Shinny" für ein Rasenhockeyspiel wurde von Engländern oder Schotten eingeführt. Die allgemeinen Regeln sind denen des Lacrosse ähnlich, doch befanden sich hier keine Netze an den Schlägern und der Ball wurde nicht getragen oder geworfen, sondern geschlagen.

Culin schreibt, das Shinny sei praktisch im gesamten Gebiet der Vereinigten Staaten und im angrenzenden Kanada verbreitet gewesen. Dieser Einschätzung kann man im Prinzip folgen, doch ergibt sich die Frage nach der zeitlichen Komponente der Verbreitung. Es ist zu beachten, dass z.B. die Besiedlung der Plains durch die uns namentlich bekannten Stämme teilweise erst in historischer Zeit erfolgte. Kannten diese Stämme das Ballspiel in seinen Variationen schon vor der Wanderung in die Plains oder verbreitete es sich erst später? Wie gelangte das Spiel nach Westen, als die Plains nur von Prärieapachen oder ihnen kulturell verwandten, pferdelosen Stämmen dünn besiedelt waren?

Wenn das Ballspiel nicht schon damals allgemein im Westen verbreitet war, kann es erst im 19. Jahrhundert in den fernen Westen und bis nach Kalifornien gelangt sein. Diese Fragen lassen sich anhand des vorhandenen Materials bislang aber nicht zureichend beantworten und müssen offen bleiben.

Jedenfalls scheint es nahe liegend, dass das Shinny aufgrund seiner großen Verbreitung und des verwendeten einfacheren Schlägers älter als Lacrosse ist. Beim Lacrosse wurde, wie schon erwähnt, von jedem Spieler ein im Südosten zwei) mit einem Netz versehener Schläger verwendet, mit dem man den Ball sowohl tragen als auch werfen konnte. Im Südosten war es ausnahmsweise üblich, dass jeder Spieler mit zwei Schlägern zum Spiel antrat. Der Beweis für das geringere Alter des Lacrosse muss freilich ausbleiben, denn es wurde schon gespielt, als die ersten französischen Reisenden und Missionare das Gebiet der Großen Seen besuchten bzw. sich dort niederließen.

Das Doppelballspiel war dem Shinny sehr ähnlich, aber anstelle des Balles wurden zwei miteinander verbundene Bälle oder ballähnliche Objekte verwendet, die gleichermaßen auf Tore oder Ziellinien gespielt wurden. Auch zum Alter des Doppelballs lässt sich nur wenig sagen, doch gibt es im Pueblo Bonito, im prähistorischen nordamerikanischen Südwesten, Funde, die als Überreste eines solchen doppelten Spiel-

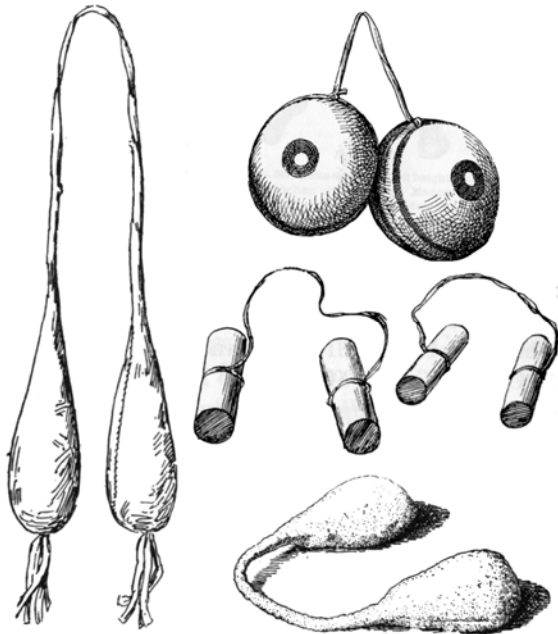


Doppelballspiel der Dakota-Frauen in Prairie du Chien um 1835. [George Catlin]

balls interpretiert wurden. Das würde für ein hohes Alter des Spiels sprechen, vorausgesetzt, die Interpretation des Fundes ist richtig, und bestätigen, dass das Ballspiel auch im Westen lange vor Ankunft der Europäer verbreitet war. Mit Blick auf die kulturelle Ausstrahlung Mesoamerikas liegt dieser Gedanke aber ohnehin nahe.

Beim Doppelball wurden zwei Bälle oder geeignete Holzobjekte mit einer Schnur oder einem Lederriemen auf geringem Abstand verbunden. Es war vom östlichen Nordamerika bis nach Kalifornien und weit in den Südwesten bis hin zu den Tarahumare tief in Mexiko verbreitet. Es galt als typisches Frauenspiel, doch wurde es im nördlichen Kalifornien auch von Männern gespielt.

Die Spielfelder unterschieden sich nicht von denen des Shinny oder Lacrosse, auch die Stöcke waren denen des Shinny ähnlich, wenn man von den gelegentlichen gabelförmigen Enden absieht, mit denen sich die Doppelbälle wahrscheinlich gut fangen ließen.



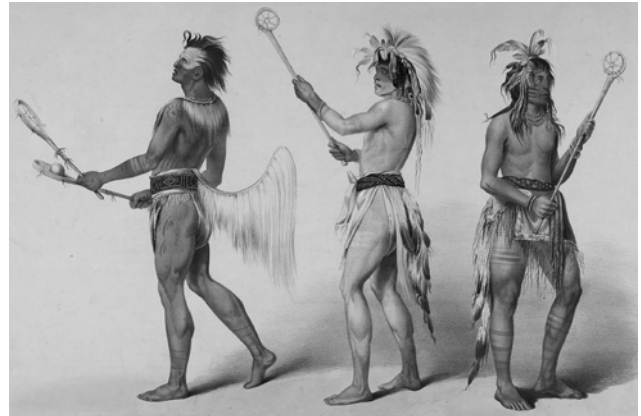
Verschiedene Arten von Doppelbällen: Cheyenne (oben rechts); Ojibwa (mitte rechts); Cree (links und unten) [nach Culin]

Material und Größe der Bälle war unterschiedlich. Die Bälle der Cheyenne waren aus glattem Wildleder, während die der Wichita mit Fransen besetzt waren. Andere hatten längliche Bälle mit Sandfüllung. Die Hupa verwendeten zwei flaschenähnliche Holzstücke, die an den Verjüngungen miteinander verbunden waren. Auch die Klamath verwendeten durchbohrte Holzstücke, durch die der Verbindungsstrick lief.

Das Spiel war nicht weniger hart und anstrengend als Lacrosse oder Shinny, so dass es bei manchen Stämmen nur von den jüngeren Frauen gespielt wurde.

Mannschaften

Es stellt sich natürlich die Frage nach der Größe der Mannschaften und damit in Zusammenhang stehend, nach welchen Kriterien die Spieler ausgewählt wurden oder sich qualifizierten.



Indianische Ballspieler auf einer handkolorierten Lithografie (s. Cover dieser Zeitschrift). Die ursprünglich von George Catlin aus den Jahren 1834/35 stammenden Einzelbilder wurden leicht verändert zusammengefügt:

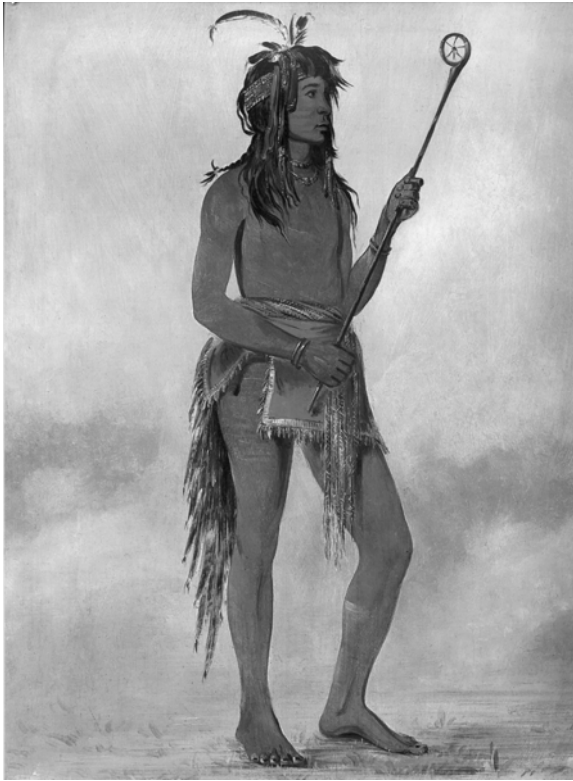
Links: Tul-lock-chish-ko, Drinks the Juice of the Stone, ein Choctaw; mitte: We-chúsh-ta-dóo-ta, Red Man, rechts: Ah-nó-je-nahge, He Who Stands on Both Sides, beide Dakota.

Die Mannschaftsgrößen differierten regional und wurden vielleicht auch vom jeweiligen Spielanlass bestimmt. So spielten bei den Nishinam (südliche Maidu) und Yokut (beide in Kalifornien), jeweils vier Spieler gegeneinander. Angesichts der besonderen religiösen Bedeutung der Zahl vier wird man hier keinen Zufall vermuten. Aber eine Ausnahme ist es insofern, als die Mannschaften meist größer waren. James Mooney beobachtete bei den Cherokee, dass auf jeder Seite 9-12 Männer, ausnahmsweise sogar 22 Spieler antraten. Bei den Blackfeet spielten gewöhnlich 10-15 Personen auf jeder Seite. Zahlreiche Berichte erwecken jedoch den Eindruck, als hätten sich alle unversehrten Männer am Spiel beteiligt. Baron de La Hontan (1666-1715) erwähnt von den Hurone Mannschaften, die jeweils 300-400 Mann betragen, 1797 wurde unter den Iroquois ein Spiel beobachtet, bei dem jeweils 600 Mann gegeneinander spielten und Nicolas Perrot (1644-1717) hat bei den Miami 1667 erlebt, dass über 2.000 Spieler gegeneinander antraten.

George Catlin (1796-1872) berichtete nach der Umsiedlung der Choctaw ins Indian Territory, dass 600-1000 Spieler antraten, auch George Copway (1818-1869) bestätigte von den Ojibwa, dass das ganze Dorf spielte, was zehn bis mehrere hundert Mitspieler bedeuten konnte.

Mögen manche der Angaben vielleicht etwas übertrieben sein, es besteht angesichts der zahlreichen

Augenzeugenberichte doch kein Zweifel, dass die Mannschaften außerordentlich zahlreich waren. Bei den meisten dieser Veranstaltungen, zu denen weiße Besucher zugelassen waren, handelte es sich wohl vordergründig um Vergnügungen. Diente das Spiel einem religiösen Zweck, so mochte die Zahl der Spieler vielleicht begrenzt sein, doch hatten Fremde selten Gelegenheit, darüber zu berichten.



Ah-nó-je-nahge, He Who Stands on Both Sides, ein angesehener Ballspieler der Dakota. [G. Catlin]

Die Mannschaften konnten verschiedenen Stämmen oder Dörfern angehören oder aus der gleichen Gemeinschaft stammen. Von vielen Stämmen, so den Winnebago und Chickasaw, wird erwähnt, dass die Mannschaften aus Angehörigen bestimmter Clans bestanden. Hatten die Stämme ein Clanwesen, so waren sie auch meist in "Hälften" (Moieties, Phratrien) gegliedert, die dann spielerisch in Wettstreit traten. Bei den Creek, die ihre Dörfer in "rote" und "weiße" einteilten, bestanden regelrechte Spiel-Partnerschaften bestimmter Dörfer, wobei rote und weiße Dörfer gegeneinander antraten. Obgleich man bei ihnen das Ballspiel den "jüngeren Bruder" des Krieges nannte, scheint es jedoch, abgesehen vom Imageverlust, keine negativen Konsequenzen für die spielverlierende Ortschaft gegeben zu haben. Die meisten Besucher haben solche Zusammenhänge weder durchschaut noch beschrieben, doch gibt es genügend Hinweise, dass man eine weite Verbreitung solcher Regelungen annehmen darf. Wenn bei den Menominee die vorher festgelegten Mannschaftskapitäne ihre Leute "wählten", dürfte dem Besucher verborgen geblieben sein, ob die

Kapitäne den Personenkreis, der für sie zur Verfügung stand, vielleicht genau kannten und berücksichtigten. Bei den südöstlichen Yuchi und einigen nördlichen Nachbarn gab es Spiele, bei denen die Junggesellen gegen die verheirateten Männer antraten. Aber das waren vielleicht Ausnahmen.

Männer und Frauen

Die Beteiligung der Frauen an den Spielen muss ausdrücklich bestätigt werden, doch hat es regionale Unterschiede gegeben. Die Widersprüchlichkeit des Problems wird deutlich, wenn Culin einen Beobachter zitiert (S. 612), der sich amüsiert zeigte, als unter den Dakota eine Männermannschaft gegen eine zahlenmäßig überlegene Frauenmannschaft antrat. Doch schon auf der nächsten Seite zitiert Culin kommentarlos, dass die Dakota-Frauen stets unter sich und nie gemeinsam mit Männern spielten.

Die Angaben, in welcher "Geschlechterteilung" die Ballspiele ausgetragen wurden, weichen stark voneinander ab. Das Shinny wird mitunter als "Frauenspiel", das Lacrosse als "Männerspiel" bezeichnet, doch beweisen zahlreiche Beispiele, dass diese Aussagen allenfalls regionale Gültigkeit haben. Lediglich das Doppelballspiel scheint (mit einer Ausnahme) unbestritten eine Angelegenheit weiblicher Spieler gewesen zu sein.

Die oben erwähnte Tendenz, dass die verschiedenen Geschlechter unterschiedliche Spiele pflegten, mag für den Nordosten stimmen, dessen diesbezügliche Tradition auch die Iowa, Oto und Missouri der Prärie übernommen haben. Hier war Lacrosse in der Tat ein Männer-, Shinny ein Frauenspiel. Aber Verallgemeinerungen sind stets problematisch. Es gibt genügend Anzeigen, dass die Frauen entweder zeitlich versetzt unter sich oder aber auch im gemeinsamen Spiel mit den Männern oder gegen die Männer antraten.

Bereits Nicolas Perrot stellte im 17. Jahrhundert fest, dass bei den Hurone das Lacrosse mitunter von Männern, Frauen und gar Kindern gemeinsam gespielt wurde. Auch von den Choctaw heißt es seit dem 18. Jahrhundert immer wieder, dass die Frauen im Anschluss an die Männer ihre eigenes Lacrosse veranstalteten und nicht mindere Begeisterung zeigten, als die Männer. Aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts wird von George Copway das Spiel der Frauen von den Ojibwa bestätigt, wobei der Eindruck entsteht, Männer und Frauen spielten gemeinsam. Das wird auch von den Shawnee berichtet, bei denen die Männer sowohl unter sich, als auch gegen die Frauen spielten. Bei den "gemischten" Spielen der Shawnee standen die Tore enger und die Frauen durften den Ball mit den Händen greifen, während die Männer die Rackets verwenden mussten.

Aus dem 19. Jahrhundert stammen Berichte von den Abnaki und Dakota, dass die Frauen separat

spielten, doch scheint (mir) unsicher, ob nun Racket oder eher Shinny gemeint war. Von den Passamaquoddy, einem Abnaki-Stamm, wurde bestätigt, dass auch die Frauen Racket spielten, jedoch zeitversetzt zu den Männern und auf einem separaten Platz. Mit Bezug auf die spärliche Bekleidung der Spielerinnen merkt der Beobachter an, die Männer hätten "ehrbaren" Abstand gehalten, aber hier klingt wohl eher die etwas prüde Sichtweise eines Angloamerikaners des 19. Jahrhunderts an.

Gemeinsame Ballspiele von Männern und Frauen wurden auch aus dem Westen Nordamerikas berichtet. Spiele, an denen Frauen und Männer teilnahmen, kannten die Pueblos (Tewa, Tigua), in den Plains die Crow, Assiniboin und Blackfeet, in Kalifornien die Chumash und Pomo. Das sind jedoch nur einige repräsentative Beispiele. Auch bei den Eskimo spielten Männer, Frauen und Kinder gemeinsam.

Siegerprämien und Zuschauer

Die Zuschauer und Familienangehörigen, die das Spiel mit lauten Begeisterungsrufen verfolgten, standen nicht nur am Rand des ohnehin nicht klar umrissenen Spielfeldes, sondern folgten dem Spielverlauf normalerweise in gewissem Abstand.

Um den spielerischen Anreiz zu erhöhen, wurden Wetten abgeschlossen und Preisgelder für die Sieger bereitgelegt. Dies scheint weit verbreitet gewesen zu sein. 1834 soll ein Häuptling der Cherokee 1.000 \$ als Einsatz gesetzt haben. Hundert Jahre später, verarmt durch den Lauf der Geschichte, war es dann nur noch üblich, einige kleine Münzen oder Messer zu verwetten. Auch bei den Creek wechselten in den "besseren Zeiten" Pferde, Gewehre und anderer wertvoller Besitz den Eigentümer.

Regelwerk

Die Regeln waren bei Lacrosse, Shinny und Doppelball ähnlich und relativ einfach, obwohl es regionale Unterschiede gegeben hat. So verwendeten die südöstlichen Stämme, wie die Cherokee, Creek, Seminole, Choctaw und Chickasaw beim Lacrosse je zwei Schläger, während in anderen Gebieten jeder Spieler üblicherweise nur einen Schläger benutzte.

Das Spiel begann in der Mitte zwischen den gegnerischen Toren. Meist wurde der Ball zum Spielbeginn zwischen den versammelten Spielern entweder von einem Schiedsrichter oder einem Mannschaftsanführer (mitunter dem Anführer der Verlierermannschaft des letzten Spiels) hochgeworfen. Eine Ausnahme wird aus dem Jahr 1797 von den Iroquois berichtet, als bei einem Spiel zwischen den Mohawk und den Seneca ein junges Mädchen den Ball ins Spiel warf. Bei den Nishinam (den südlichen Maidu) in Kalifornien wurde der Ball zwischen die gegnerischen Mannschaften auf

den Boden gelegt und der Schiedsrichter startete das Spiel mit einem Ruf.

Es galt nun, den Ball zu gewinnen und ein Tor zu erzielen. Beim Shinny und Doppelball wurde der Ball mit den Stöcken geschlagen, beim Lacrosse wurde er vorzugsweise mit dem Netz des Schlägers "aufgelöffelt", getragen, geworfen und gefangen. Die Gegner versuchten beim Lacrosse, den Ball durch Hiebe an den Schläger des Ballbesitzers aus dem Netz zu werfen und selbst zu fangen. War die Situation für den Ballträger unhaltbar geworden, versuchte er, den Ball in Richtung eines Mannschaftskameraden zu werfen, der den Ball (mit vielfach beschriebenem Geschick) auffing und seinerseits versuchte, zum Tor vorzudringen. Für einen einzelnen Spieler war es nur selten möglich, alle auszurennen und den Punkt allein zu holen. Schließlich hatte der Angriffsspieler vor dem Tor noch die gegnerische Verteidigung zu überwinden, die aus den altersbedingt konditionell schwächeren Spielern bestand.

Obwohl die meisten Berichte vom "gegnerischen" Tor sprechen, sind es vor allem einige zuverlässige und kundige Berichterstatter, die von den Hurone, Creek, Cherokee, Chinook und wohl auch anderen klarstellen, dass es nicht galt, ein "gegnerisches" Tor zu erzielen, sondern den Ball ins eigene Tor "heimzubringen" oder wenigstens an den Pfosten zu schlagen. Wer ein Tor erzielte, gewann einen Punkt und der nächste Spielzug begann wieder, wie oben beschrieben, in der Spielfeldmitte. Entweder musste eine vorher festgelegte Siegpunktzahl erreicht oder eine bestimmte Anzahl von Spieldurchläufen absolviert werden. Von den Cherokee heißt es z.B., dass sie 12 Tore erzielen mussten, um Sieger zu werden.

Die Regeln waren einfach: Fast alles außer Handspiel war erlaubt. Berührte ein Spieler den Ball mit der Hand, galt dies als "Foul" und der Spielzug wurde neu begonnen. Bei den Ntlakyapamuk musste der Handspieler außerdem das Feld verlassen. Kicken mit dem Fuß war hingegen erlaubt. Ansonsten gingen die Spieler sehr hart miteinander um, so dass es oft Verletzungen und mitunter sogar Todesfälle gegeben hat. Anscheinend empfanden aber jene, die Verletzungen und Knochenbrüche erlitten, keinen Groll gegen ihre Mitspieler, sondern waren sogar guter Dinge. Ihre Familienmitglieder trugen die Verletzten vom Spielfeld und versorgten sie.

Spielfelder

Die Spielfelder für Lacrosse, Shinny und Doppelball waren ebene Flächen zwischen den Toren bzw. Zielmarkierungen, wobei vereinzelt Buschwerk oder Bodenvertiefungen nicht störten. Die Größe der Spielfelder hing zweifellos stark von der Geländetopografie und der Zahl der beteiligten Spieler ab. Ersteres lässt sich aus der Vielzahl der widersprüchlichen Berichte

ableiten, letzteres wird schon von dem französischen Missionar Pierre-Francois-Xavier de Charlevoix (1682-1761) am Anfang des 18. Jahrhunderts bestätigt. Im Zusammenhang mit den Shawnee wurde schon oben erwähnt, dass die Felder kleiner waren, wenn Männer und Frauen gemeinsam spielten, als wenn nur Männermannschaften ihre Kräfte maßen.

Es ist müßig, all die Größenschätzungen aufzulisten, die die Literatur anbietet, zumal es kaum möglich ist, allgemeingültige Tendenzen abzuleiten. So werden die Feldgrößen der Ojibwa ganz unterschiedlich mit etwa 400, oder etwa 500, oder 800 oder mehr als anderthalb Kilometer angegeben.

Die Feldgrößen waren meist ausgedehnter als bei unseren heutigen Mannschaftsspielen. Ein Beobachter schätzte bei einer Gelegenheit das Spielfeld der Mohawk auf nur 150 Meter, was ungewöhnlich klein war. Kleinere Spielfelder werden auch mit 250 Metern Länge von den Chumash und Cheyenne oder nur 100 m Länge von den Blackfoot berichtet. Aber hierbei handelt es sich, statistisch gesehen, eher um Ausnahmen. Meist werden Feldgrößen von 400-600 m genannt, bei den Chinook wurden sogar 1,5 km überliefert. Auch von den Cree wird ein so großes Spielfeld erwähnt. Ob die Schätzungen zutreffend und repräsentativ sind, lässt sich natürlich nur schwer einschätzen.

Interessant ist die Frage, ob immer die gleichen Spielfelder verwendet wurden. Die älteren Berichte sind diesbezüglich nicht sehr aussagekräftig, doch möchte man dies aus praktischen Gründen für die sesshaften Stämme annehmen. Zumindest in jüngerer Zeit, unter den Bedingungen der Reservation, ist dies dann der Fall gewesen. Gelegentlich heißt es, die Männer hätten auf anderen Plätzen gespielt, als die Frauen, aber das lässt sich genauso wenig verallgemeinernd bestätigen, wie die Vermutung, der Anlass des Spiels, wozu weiter unten noch Aussagen erfolgen, sei maßgeblich für die Wahl des Platzes gewesen.

Tore und Zielmarkierungen

Da es bei Lacrosse, Shinny und Doppelball in gleicher Weise das Streben war, "Tore" zu erzielen, wurden die Spielfelder mit entsprechenden Markierungen versehen.

Im allgemeinen befanden sich an den entfernten Spielfeldenden torähnliche Markierungen. Ausnahmsweise berichtet Nicolas Perrot von vier Toren der Hurone, wobei die Mannschaften jeweils kreuzweise auf gegenüberliegende Tore spielten. Vielleicht war dies eine lokale Variante oder eine gelegentliche Regelabweichung, denn ansonsten werden von den Hurone auch nur zwei Tore berichtet.

Die Tore bestanden bei den meisten Stämmen aus zwei aufrechten Holzpfosten oder Stäben, die einige Meter voneinander entfernt aufgestellt waren. Mitunter,

z.B. bei den Choctaw, wurden die Tore mit einem Querholz nach oben hin begrenzt. Auch die Blackfeet verwendeten aufrechte Stäbe.

Es war auch möglich, dass nur jeweils ein einzelner Pfahl an jedem Spielfeldende als Zielmarkierung diente. Das wird von den Menominee, Shuswap und Omaha berichtet. Eine geografische Zuordnung bestimmter Tortypen ist insofern problematisch, als manche Stämme (z.B. Ojibwa, Miami) normalerweise Zweipfosten-Tore verwendeten, sich gelegentlich aber auch mit nur jeweils einem Pfahl begnügten. Einzelne Pfosten wurden auch den Chinook überliefert. Leider sind die Berichte zu unpräzise, um einschätzen zu können, ob es sich hier um verschiedene Spiele oder nur Varianten des gleichen Spiels handelte.

Die Cheyenne verwendeten wahlweise Holzstäbe oder niedrige Erdhaufen zur Tormarkierung. Niedrige Erdhäufen gab es auch bei den Omaha. Die Sauk und Fox, die Omaha, die Pomo Kaliforniens, Navajo, Makah und Eskimo zogen lediglich Linien als Zielmarkierungen. Die Crow und Creek verwendeten hierfür Decken oder Matten, die Natchez gegenüberstehende Hütten und die "Sioux" nutzten hierfür jeweils ein im Norden und Süden des Lagers stehendes Tipi. Leider äußert sich der Anthropologe Royal B. Hassrick (1917-89) nicht genauer zum Begriff "Sioux" und gibt nicht an, auf wen er sich konkret bezieht, möglicherweise die Assiniboin.

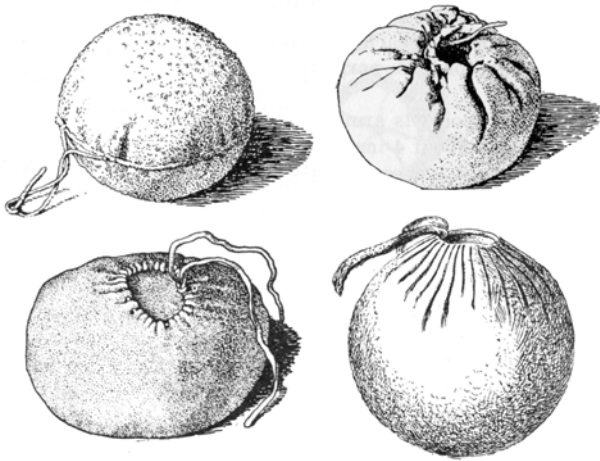
Es lässt sich, wie die obigen Beispiele zeigen, nichts Verallgemeinerndes über die Verwendung bestimmter Torformen sagen. Vielmehr entsteht der Eindruck, als habe es kulturübergreifend eine Grundform von Toren, nämlich ein bis zwei Pfosten, sowie zahlreiche lokale Ausprägungen gegeben.

Bälle

Es wurde mit Bällen aus Holz, die gegebenenfalls einen Überzug aus Leder hatten, oder mit Bällen aus Leder, die mit Tierhaar gefüllt waren, gespielt. Der Durchmesser betrug etwa 7 - 10 cm. Die Lederbälle waren entweder mit einer Naht verschlossen oder glichen eher einem prall gefüllten und zusammengebundenen Säckchen.

Über die Verbreitung dieser beiden Arten von Bällen lässt sich nur soviel sagen, dass im gesamten Westen vorwiegend (aber nicht ausschließlich) mit harten Holzbällen gespielt wurde, während es östlich des Mississippi Berichte sowohl über Holz- als auch Lederbälle gibt. Lewis H. Morgan (1818-81) fand Mitte des 19. Jahrhunderts heraus, dass die Seneca-Iroquois früher zwar Holzbälle verwendeten, inzwischen aber zu Lederbällen übergegangen waren. Überhaupt scheinen sich ältere Berichte eher auf Holzbälle zu beziehen, während die (angenehmeren) Lederbälle erst "später" Verbreitung fanden.



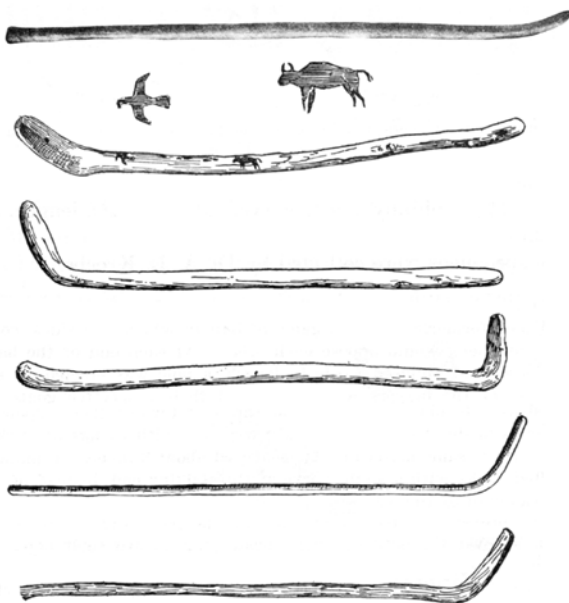


Bälle, wie sie für Lacrosse und Shinny verwendet wurden: genähter Ball der Cheyenne (oben links); "Säckchen"-Bälle der Passamaquoddy, der Penobscot sowie der Sauk und Fox [nach Culin]

Aber wir stehen auch hier vor dem allgemeinen Problem, dass die meisten Berichte ohnehin erst aus dem 19. Jahrhundert stammen, so dass es kaum möglich ist, eine Zeitschiene aufzubauen.

Schläger

Für Shinny und Doppelball wurden Spielgeräte verwendet, die unseren heutigen Hockeyschlägern ähnlich sind. An ein gerades Holz von ca. 1,50 m

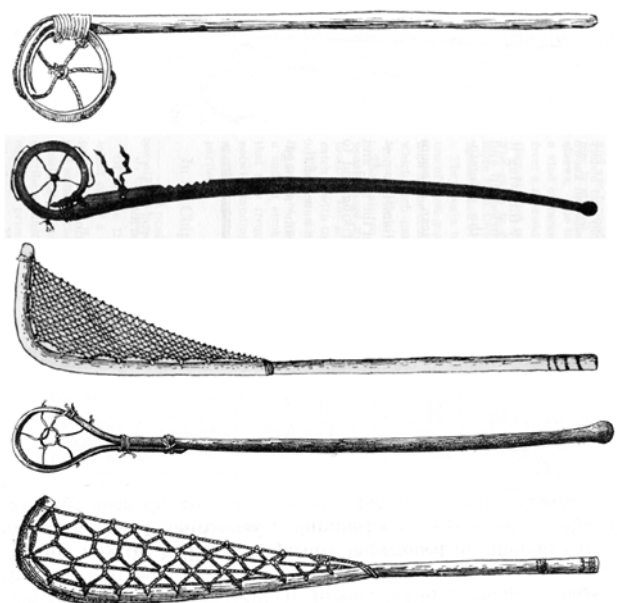


Beispiele für Shinny-Schläger (von oben nach unten): Arapaho; drei verschiedene Ausführungen der Cheyenne (mit vergrößerten Einschnitzungen in den 2. Stab von oben); Ojibwa; Atsina [nach Culin]

Länge schloss sich unten eine Biegung an, die zum Ballschlagen diente. Beim Doppelball lief das untere Ende mitunter in ein gabelförmiges Ende aus. Die Krümmungen der Schläger wurden, wenn das Holz

nicht schon eine natürliche Verbiegung aufwies, mitunter durch Rindengeflechte in ihre Form gebracht und gehalten, so dass manche Beobachter meinen, hieraus habe sich vielleicht der Gedanke zur Anfertigung der typischen Lacrosse-Schläger abgeleitet.

Die Lacrosse-Schläger waren meist kürzer, etwa 80 cm lang (zwischen 60-120 cm) und wiesen in einer Biegung am unteren Ende ein stabiles Netz auf, das sich sowohl zum Schlagen als auch zum Werfen und Fangen des Balls eignete. Von den kalifornischen Pomo will man wissen, dass das Netz ihrer Schläger wohl stabil genug zum Tragen, nicht aber zum Schlagen des Balls war. Lewis H. Morgan berichtet, dass die Schläger der Iroquois in den alten Zeiten, als noch harte Holzbälle verwendet wurden, stabiler als zu seiner Zeit waren.



Beispiele für Lacrosse-Schläger (von oben nach unten): Ojibwa; Menominee; Passamaquoddy; Sauk und Fox; Seneca-Iroquois [nach Culin]

Spielsaison

Die Spielsaison war in den einzelnen Gebieten unterschiedlich. Mancherorts wurde praktisch im ganzen Jahr Ball gespielt, doch hatten die meisten Stämme bevorzugte Jahreszeiten, die hauptsächlich von ihrem Lebensrhythmus bestimmt wurden.

Die Cherokee begannen in der Sommermitte zu spielen, vor allem nach der Ernte, wenn genügend freie Zeit vorhanden war. Sie setzten die Saison dann bis zum Ende der warmen Jahreszeit fort, wenn es zu kalt war, um nackt zu spielen. Die Mohawk spielten vom Frühjahr bis zum Herbst, von den Hurone wird berichtet, dass sie im zeitigen Frühjahr begannen und bis zur Saatzeit spielten. Diese Berichte mögen nicht sehr zuverlässig sein, da die wenigsten Besucher den gesamten Jahresrhythmus ihrer Gastgeber beobachteten. So heißt es an einer Stelle, die Dakota hätten nur



im Sommer gespielt, aber der Ethnologe Henry R. Schoolcraft (1793–1864), selbst mit einer Indianerin verheiratet, wusste zu berichten, dass sie auch im Winter nach der Bisonjagd spielten.

Dass es diesbezüglich gewisse Regeln gab, muss man aber annehmen. Denn die Cherokee spielten früher nur zu Vollmondzeit, und die verschiedenen Dörfer der Creek traten nur einmal im Jahr nach der Grünmais-Zeremonie gegeneinander an.

Vielleicht spielten sie in der Tat immer dann, wenn sich Gelegenheit bot, doch waren bestimmte religiöse oder politisch motivierte Spiele an feste Termine gebunden.

Religiöse Hintergründe

Schon früh erkannten einige Reisende und Missionare, dass sich hinter den Ballspielen, insbesondere dem Lacrosse, mehr als nur Unterhaltungsveranstaltungen verbargen. Die bei den Hurone lebenden Jesuitenmissionare berichteten von magischen Riten, die mit dem Lacrosse verbunden waren und erkannten darin Heilungszeremonien gegen Krankheiten. Hingegen dauerte es etliche Jahrzehnte, bis die spanischen Missionare in Florida bei ihren Timucua-Zöglingen die "heidnischen" religiösen Hintergründe einiger Ballspielveranstaltungen durchschauten und unterdrückten.

Die feste Verankerung insbesondere des Lacrosse im religiösen Brauchtum zeigt sich z.B. in der Mythologie der Creek und Seminole, in deren Erzählungen Vögel und andere Tiere als Ballspieler gegeneinander antraten.

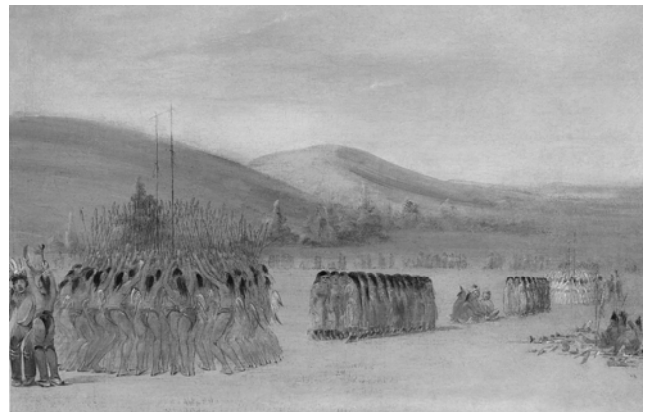
Ein wichtiger Grund, ein Lacrosse-Spiel zu veranstalten, war die Hoffnung, todkranken Menschen auf diese Weise zur Heilung zu verhelfen. Offenbar wurden die Spiele dann mehr oder weniger spontan und nach Bedarf angesetzt. Als der betagte spirituelle Iroquois-Führer Handsome Lake (um 1735-1815) seinerzeit todkrank unter den Onondaga weilte und im Sterben lag, führten diese ein Lacrosse auf, um sein Leben zu retten. – In diesem Fall eine vergebliche Mühe. In einem französischen Bericht von 1636 wird erwähnt, dass sie diese Spiele zum Zwecke der Heilung nicht nur für ihre Häuptlinge, sondern auch für den "Geringsten" unter ihnen aufführten. An eine Wirksamkeit über den Tod des jeweiligen Individuums hinaus wird man glauben, wenn die Ethnologin Eva Lips (1906-1988) noch Mitte des 20. Jahrhunderts berichtet, dass die Ojibwa von Nett Lake nach jedem Begräbnis vier Lacrosse-Spiele veranstalteten, um den Verstorbenen in der anderen Welt zu helfen.

Neben diesen auf bestimmte individuelle Anlässe abgestimmten Spielen hat es jedoch auch solche gegeben, die langfristig geplant und mit Fasten- und anderen Regeln vorbereitet wurden. Ein Ballspieltanz, den die Männer und Frauen der Cherokee im Versammlungshaus aufführten, wird schon im 18. Jahrhundert

von dem Reisenden und Botaniker William Bartram (1739-1823) erwähnt. Ende des 19. Jahrhunderts beobachtete James Mooney die Spielvorbereitungen der Cherokee dann genauer. Neben dem sportlichen Training waren hier die Männer in den zwei Wochen vor dem wichtigen Spiel mit der Einhaltung bestimmter Bräuche beschäftigt. Sie mussten bestimmte Speisen, z.B. Kaninchenfleisch und Gewürze, meiden und durften weder Frauen noch Kinder berühren. In dieser Vorbereitungszeit, sowie noch Tage nachher, wurde sexuelle Enthaltsamkeit verlangt. Auch die Schwangerschaft der eigenen Frau disqualifizierte einen Teilnehmer von der Spielbeteiligung.

Da bei den Cherokee (und anderen Nachbarn, z.B. den Creek) das rituelle Aufkratzen der Haut ein Bestandteil von medizinischen Heilungszeremonien war, wie man schon seit dem 18. Jahrhundert weiß, wundert es nicht, dass die Haut der Spieler vor dem Spiel und in den Pausen von einem Mediziner mit einem Holzschaber blutig gekratzt wurde. So schmerzhaft dies war, durften sich die Männer jedoch nichts anmerken lassen. Dieses Hautaufkratzen scheint jedoch nur im Südosten praktiziert worden zu sein.

Der Ballspieltanz der Cherokee begann am Vorabend des Spiels kurz nach Einbruch der Dunkelheit und dauerte bis zum Morgen. Es blieb dann noch etwas Zeit, bis das Spiel am Nachmittag begann. In der gesamten Nacht und bis nach dem Spiel waren die Spieler zum Fasten verpflichtet und durften nichts essen. Ballspieltänze waren anscheinend weit verbreitet und werden bei den Creek, Chickasaw, Iowa und anderen Stämmen erwähnt.



Ballspieltanz der Choctaw um 1835 [George Catlin]

Auch die Ballspielutensilien fanden vor den Spielen aufmerksame Beachtung. Am Vortag des Spiels durften die Schläger nicht mehr von Frauen berührt werden, da sie sonst offenbar ihre magische Kraft verloren. Die Menominee deponierten ihre Schläger vor dem Spiel auf dem Spielfeld, und es war die Aufgabe der Mediziner, sie durch magische Beschwörungen vor fremden Zugriffen zu schützen.

Die religiösen Hintergründe der Ballspiele unter den Indianern Nordamerikas sind zweifellos nur man-

gelhaft beschrieben und unzureichend erforscht worden. Obgleich diese Spiele auch zu profanen Zwecken oder als Ehrung für einen besonders geschätzten Gast veranstaltet wurden, gibt es für den östlichen Teil Nordamerikas keinen Zweifel hinsichtlich des religiösen bzw. magischen Hintergrundes vor allem des Lacrosse. Schwierig wird diese Bewertung angesichts der Tatsache, dass es den Frauen zeitweise offenbar verboten war, Ballutensilien anzurühren, während bei anderen Gelegenheiten Männer und Frauen zwanglos gemeinsam spielten.

Auch das Shinnny hat eine Komponente, die am rein profanen Hintergrund zweifeln lässt. Es kommt in den Legenden zahlreicher Stämme vor und die Makah feierten den Fang eines Wales mit einem Ballspiel, dessen Ball aus einem Rückenwirbel des gefangenen Säugers angefertigt worden war.

Weitere Hand- und Fußballspiele

Neben den weit verbreiteten Spielen gab es etliche Sonderformen von Ballspielen, die nur gelegentlich erwähnt wurden. So kannten die Eskimo und verschiedene Indianerstämme Spiele, in denen die Bälle mit dem Fuß gestoßen wurden. Auch hier wurden Tore verwendet und die Bälle waren entweder weich mit Füllung oder hart aus Holz oder gar Stein. Auch die gelegentliche Teilnahme von Frauen wird erwähnt. Leider ist die Zahl der Belege zu gering, um genauere Aussagen machen zu können. Aus dem Jahr 1634 wird von Indianern in Massachusetts erwähnt, dass sie den weichen Ball mit den nackten Füßen spielten und oft mehrere Tage brauchten, um zu einer Entscheidung zu gelangen. Nach abendlichem Spielabbruch wurde die Auseinandersetzung am nächsten Tag an der gleichen Stelle fortgesetzt, an der vorher die Spielunterbrechung erfolgte. Auch hier nahm das gesamte Dorf Anteil am Spiel der Männer, die sich bemalt hatten, als ob sie auf dem Kriegspfad wären.

Fußballspiele werden aus dem gesamten Osten gelegentlich erwähnt, doch ist nicht sicher, dass es sich stets um das gleiche Spiel handelte. Während in Neu-England anscheinend die Männer gegeneinander spielten, wird von den südlicheren Stämmen, wie Shawnee, Cherokee und Yuchi berichtet, dass Männer und Frauen jeweils gegeneinander antraten. Fußballspiele kannten auch die südöstlichen Creek und Timucua.

Während es sich in den östlichen Gebieten Nordamerikas beim Fußball um Mannschaftsspiele handelt, die einem ähnlichen Muster wie Lacrosse oder Shinnny folgten, fanden weiter westlich Geschicklichkeits- und Laufspiele statt. Von den Frauen der Cheyenne wird berichtet, dass sie in Mannschaften gegeneinander antraten, dann aber jeweils zwei Mitspielerinnen den Ball durch ständiges Kicken mit dem Fuß hochzuhalten versuchten. Dabei wurden die Fußtritte gezählt, die jeder Spielerin gelangen. Zum Zählen der Kicks dien-

ten 300 Stäbe, die je nach Geschick von einer Seite auf die andere wechselten, bis eine Seite alle Zählstäbe gewonnen hatte und Sieger war. – Vermutlich eine langwierige Angelegenheit.

Auch die Eskimo von Alaska bis nach Grönland spielen Ball in mehreren Varianten, wobei nach Bedarf Hände und Füße zum Ballschlagen eingesetzt wurden.



Zeitgenössische Darstellung eines Spiels der Eskimo, bei dem ein ausgestopfter Seehundbalg als Ball diente.

In Kalifornien bestand das Fußballspiel nicht aus einem direkten Kampf der Spieler gegeneinander, sondern eher in einem Wettlauf, bei dem ein Ball, der mitunter aus Stein war, so schnell wie möglich bis zu einer Ziellinie vorangetrieben werden musste. Frauen und Männer spielten hier gemeinsam. Dieses Spiel wurde von den Topinagugim und Chukchansi erwähnt. Ähnliche Laufspiele waren im Südwesten Nordamerikas weit verbreitet, besonders berühmt sind die mexikanischen Tarahumare für ihre Laufleistungen, bei denen sie mitunter Bälle vor sich her stießen.

Interessant ist, dass ein Ballspiel, das der französische Hugenotte René de Laudonnière (um 1529-1582) bereits 1562 bei den Timucua beobachtet hat, sich bis in 20. Jahrhundert ungebrochener Beliebtheit erfreute.

Spätere Berichte bestätigten das Spiel auch bei den Creek, Yuchi, Cherokee und Seminole, es scheint also im gesamten Südosten verbreitet und beliebt gewesen zu sein. Dabei wurde um einen knapp 10 Meter hohen Pfahl gespielt und es galt, mit dem Ball ein am oberen Ende befindliches Objekt zu treffen. Laudonnière erwähnt von den Timucua eine viereckige geflochtene Matte als Ziel, bei den Creek und Cherokee diente zumindest in späterer Zeit eine geschnitzte Figur diesem Zweck.

Ob das Spiel in der Vergangenheit einen tieferen religiösen Hintergrund hatte, ist unsicher. Es wird als Unterhaltungsspiel bezeichnet, bei dem Männer und Frauen einem gemeinsamen Freizeitvergnügen nachgingen. Die Frauen durften hierbei ihre Lacrosse-Schläger verwenden, um den Ball hochzuwerfen, während den Männern nur die Hände erlaubt waren. Interessant ist jedoch die Notiz, dass die Seminole und Miccosuki das Einpfahlspiel wenige Tage vor den jährlichen

Grünmais-Feiern aufführten, wobei die jungen Frauen und Mädchen gegen die jungen Männer spielten. Unklar ist, welche Gedanken dem Spiel ursprünglich zugrunde lagen.



Einpfahlspiel der Timucua in Florida [de Bry, 16. Jh.]

Von den Catawba im Südosten wird erwähnt, dass sie mit großen Holzlöffeln spielten und der Ball nicht mit den Händen berührt werden, aber auch nicht auf den Boden fallen durfte. Das Spiel, vielleicht dem Lacrosse entfernt verwandt, wurde im 19. Jahrhundert aufgegeben, als der Stamm den tiefsten Punkt seiner Bevölkerungsentwicklung erreicht hatte und fast völlig verschwunden war. Immerhin gibt es ein Foto von 1910, das einen Seminole oder Miccosuki zeigt, der mit großen Holzlöffeln und einem geschnitzten Ball hantiert. Es mag da Zusammenhänge mit dem alten Spiel geben, doch ist die Quellenlage dünn.

Zahllos sind die oft nur kurzen Belege, nach denen voneinander verschiedene Ballspiele praktiziert wurden. Die kalifornischen Topinagugim warfen sich Bällen zu, die sie mit speziellen Körben aufzufangen ver-

suchten. Doch erhielt auch der Werfer Minuspunkte, wenn er den Ball zu ungenau warf, so dass er nicht hätte gefangen werden können.

Die Männer und Frauen der Blackfeet spielten gemeinsam ein Spiel, das sie "Spiel der Cree-Frauen" nannten. Dabei bildeten die beiden gegnerischen Mannschaften einen Kreis und versuchten in einer Art einfachem Volleyball, den Ball ständig in der Luft zu halten.

"Handballspiele" werden aber auch von den Timucua und den Choctaw des Südostens erwähnt, wobei unklar bleibt, ob hier das Einpfahlspiel gemeint war.

Ausklang

Die traditionellen indianischen Ballspiele werden heute kaum noch gepflegt, und wurden fast durchweg - sofern die in Reservationen lebenden indianischen Jugendlichen überhaupt Mannschaftssport treiben - vom Baseball verdrängt.

Das Lacrosse hingegen ist in Kanada schon seit etwa 1870 in ein festes Regelwerk mit definiertem Spielfeld und Toren gepresst worden und hat in Kanada und den USA (aber auch z.B. in England, Australien und Neuseeland), eine feste Anhängerschaft mit regelmäßigen Meisterschaften gefunden. Anfang des 20. Jahrhunderts war das Lacrosse sogar mehrfach Wettkampfdisziplin bei den Olympischen Spielen.

Dabei gibt es heute hauptsächlich zwei Spielarten: eine kampfbetonte Spielart, bei der die beteiligten Männer sich mit einer speziellen Ausrüstung vor Verletzungen schützen und eine weniger gefährliche Spielmethode, bei der unmittelbarer (harter) Körperkontakt der Spieler vermieden wird. Letzteres Spiel wird heute auch von Frauen gespielt.

Literaturhinweis:

Ich habe bei der Vorbereitung dieses Beitrages auch zahlreiche Quellen gesichtet, in denen Ballspiele nur beiläufig behandelt werden. So gibt Grinnell Informationen über die Cheyenne, Ewers beiläufig über die Blackfeet usw. Die Informationen zu den Ballspielen sind in der Literatur weit verstreut und es ist müßig, hier alle Quellen aufzulisten. Die meisten Informationen wurden natürlich

Culin, Stewart

1907 Games of the North American Indians; 24th Annual Report of the Bureau of American Ethnology, Washington.

entnommen, aber in:

Günther, Herbert

1955 Um Ball und Tor. Streifzug durch die Geschichte der Ball-, Wurf- und Laufspiele; Brockhaus Verlag Leipzig.

findet der Interessent eine informative und zusammenfassende Darstellung in deutscher Sprache. Wichtige Quellen bildeten außerdem die Einzelbände des "Handbook of North American Indians", das in den letzten Jahrzehnten von der Smithsonian Institution, Washington, in mehrjährigen Abständen herausgegeben wurde.

Für Hinweise in Bezug auf diesen Beitrag kontaktieren Sie den Autor bitte per @-mail: rudi_oeser@freenet.de oder die Redaktion dieser Zeitschrift.

Fußball oder Basketball in den indianischen Hochgebirgsdörfern Mexikos

Ursula Thiemer-Sachse

Der Beitrag verbindet sportliche Veranstaltungen im alten Mexiko mit Spielen, die heute verbreitet sind. Es wird deutlich, dass es ursprünglich keinen "Sport um des Sportes willen" gegeben hat, ebenso wenig wie der heutige Sport losgelöst von gesellschaftlichen Randbedingungen und Zwängen existiert.

The article connects the sporting-events of old Mexico with games that are widespread today. It becomes clear that from the beginning there never was "sport for sport's sake," even as present sports do not exist separate and apart from the conditions and obligations of the whole society.

La siguiente aportación asocia los espectáculos deportivos del antiguo México con juegos que hasta hoy han sido propagados. Es evidente que en sus orígenes estos deportes no se hacían solo por "amor al deporte" así como tampoco en la actualidad existe el deporte solo por desprendidas condiciones secundarias y forzosas.



Abb. 1: Zum Spiel antretender Ballspieler mit dem Ball unter dem Arm und der Schutzkleidung um die Hüften, Keramikfigürchen der vorklassischen Zeit (in den Jahrhunderten vor der Zeitenwende, Zentralmexiko)

Die olympische Idee des sportlichen Wettstreits wurde vor mehr als 2500 Jahren aus Ritualen geboren, welche die Verehrung der griechischen Götter durch besondere menschliche Leistungen zur Grundlage hatten. Dass gerade jene Spiele richtungweisend für die modernen Olympischen Spiele wurden, erklärt sich aus der europäischen Orientierung an den als ideal angesehenen Aktivitäten, Prozessen und Erscheinungen der Klassischen Antike. Gegenwärtig festen Regeln unterliegend hinterlässt die Olympiade heute jedoch auf den ersten Blick den Eindruck, als existiere der Sport losgelöst von anderen als den verantwortlichen Sportinstitutionen und deren Ritualen.

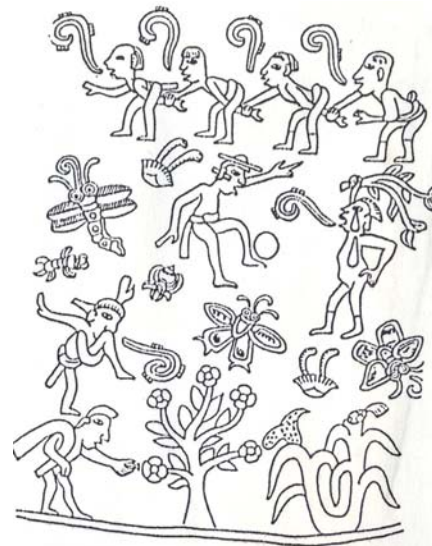


Abb. 2: "Fußballspieler", Umzeichnung einer Wandmalerei aus dem 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Teotihuacan; Zentralmexiko



Abb. 3: "Fußballspieler" in einer Wandmalerei in Tepantitla, Teotihuacan (6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung)

Ähnlich der Kunst, die von europäischen Künstlern und Kunstinterpreten oft genug nur all solche definiert wird, wenn sie angeblich frei und nur sich selbst verpflichtet ist – also "l'art pour l'art", wird der Sport oft so verstanden. Jedoch ist beides – künstlerische wie sportliche Betätigung – in institutionelle und rituelle Zwänge eingebunden. Heute sind sie zudem auch noch entschieden von politischen Konstellationen geprägt – und nicht nur heute.



Abb. 4: Maya-Ballspieler im Kniestand mit großem Kautschuk-Ball, Reliefstein aus Chincultic, Chiapas (Klassische Maya-Kultur, 1. Jahrtausend unserer Zeitrechnung)

Vereinigen die Olympischen Spiele der Neuzeit aus allen Nationen Sportler, die sich mit Spitzenleistungen für die Teilnahme an diesem Weltereignis qualifiziert haben, so sind doch bekanntlich nicht alle Formen sportlichen Wettstreits zugelassen. Sportwettkämpfe, die ihre historischen Wurzeln in anderen Weltgegenden als Europa haben, bedürfen erst nach und nach der Akkreditierung als olympische Disziplinen. Anderes, wie beispielsweise das antike Wagenrennen, ist aus den Wettkämpfen verschwunden.



Abb. 5: Mexikanische Briefmarke von 1965 mit der Abbildung des Reliefsteins von Chincultic (zur Werbung für die Olympischen Spiele 1968 in Mexiko)



Abb. 6: Enthaupteter Ballspieler, aus dessen Hals Schlangen, Symbole der Fruchtbarkeit, hervorquellen (Reliefstele von der Golfküste Mexikos, 1. Jahrtausend unserer Zeitrechnung)

All dies sei vorausgeschickt, wenn wir uns damit beschäftigen wollen, welche Sportspiele und rituell eingebundenen Sportarten Jahrhunderte, ja Jahrtausende lang für Menschen in verschiedenen Regionen der Erde Bedeutung hatten. Manche davon haben zum Teil auch die Basis für heutige olympische Disziplinen gebildet. Sie existieren jedoch auch oft in einer den alten Formen ähnlichen Art noch weiter, ohne solche internationale Aufmerksamkeit und Anerkennung zu genießen. Im einen oder anderen Falle haben sie jedoch für den Massensport Bedeutung, nachdem sie sich weitgehend, wenn auch nicht immer vollständig von ihrer alten rituellen Einbindung gelöst haben.



Abb. 7: Ballspielplatz von Yagul (Oaxaca, Mexiko, Beginn des 2. Jahrtausends unserer Zeitrechnung)



Abb. 8: Ballspielplatz auf dem Monte Albán: in den Ecken befinden sich Nischen, welche den Eingang zur Jenseitswelt kennzeichnen, dem Hort der Fruchtbarkeit (Oaxaca, 1. Jahrtausend unserer Zeitrechnung)



Abb. 9: Ballspielplatz im Zentrum der klassischen Mayastadt Palenque, die Verbindung zwischen Ballspielplatz und Tempel ist sehr eng (Chiapas, Mexiko, um 600 unserer Zeitrechnung)



Abb. 10: Ballspielplatz in La Quemada; die Wände sind so niedrig, dass die Archäologen annehmen, hier wäre nicht nach den Regeln gespielt worden, sondern man hätte nur Rituale durchgeführt (Zacatecas, Nordwestmexiko, Beginn des 2. Jahrtausends unserer Zeitrechnung)

Viele Sportarten haben sich aus den Aufgaben des täglichen Lebens herausgelöst, als dieses eben nicht mehr selbst der Schauplatz körperlicher Dauer- oder Spitzenleistungen gewesen ist. Dies erscheint uns bei-

spielsweise klar für Laufen und Gehen, Springen und Speerwerfen. In den traditionellen Gesellschaften mit wildbeuterischer oder bäuerlicher Lebensweise sind noch heute die täglichen Anforderungen so vielfältig und trainierend, dass sich parallel dazu nur in überlieferten Ritualen vergleichbare Aktivitäten zu Sport entwickeln konnten.

Der Wettstreit der Besten in einer Gemeinschaft ist meist eng mit dem Nahrungserwerb verbunden gewesen. Die Kinder beobachteten die Älteren und versuchten, in deren Nachahmung angemessene Leistungen zu erzielen. Initiationsriten hängen oft mit einer Prüfung der Heranwachsenden zusammen, die ihre Fähigkeiten unter Beweis zu stellen haben. Es geht um die Gründung und Erhaltung von Familie und Nachkommenschaft. Auch ist die Frage der Übernahme besonderer Führungsfunktionen unter den jungen Männern von Belang.

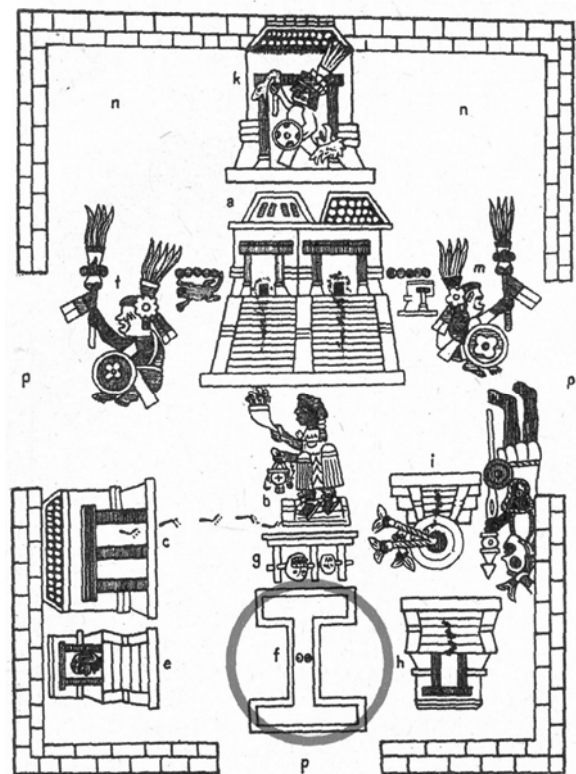


Abb. 11: Kolonialzeitliche Zeichnung des Zentrums des Heiligen Bezirks der aztekischen Hauptstadt Tenochtitlan (im 16. Jahrhundert, der doppel-T-förmige Ballspielplatz ist mit einem Kreis markiert)

Bis sich daraus verhältnismäßig "unabhängige" Sportarten entwickelt haben, ist es ein langer Weg gewesen, der teilweise bis heute nicht abgeschlossen ist. Und ohne die allgemeine Akzeptanz von Regeln und die ursprüngliche Einbindung in Gruppenrituale sind die wenigsten körperlichen Aktivitäten schließlich zu olympischen Disziplinen geworden. Daher sind auch Sportarten, die mehrere Aktive vereinen – oft in zwei gegeneinander antretenden, aber miteinander agieren-



den Gruppen in innerer Dualität – in weiten Regionen der Welt am wichtigsten gewesen. Bedenken wir heute die weltumspannende Fußball-Begeisterung, so können wir auch sagen: das hat seine Fortsetzung bis in die Gegenwart erfahren.



Abb. 12: Ballspielplatz in der klassischen Mayastadt Tikal; im Verhältnis zu den riesigen Stufenpyramiden ist der Ballspielplatz unproportioniert klein (Petén, Guatemala, Mitte des 1. Jahrtausends unserer Zeitrechnung)

Hier seien Beispiele aus dem mesoamerikanischen Raum und angrenzenden Regionen ins Feld geführt. Es gilt zu verdeutlichen, dass es ursprünglich keinen "Sport um des Sportes willen" gegeben hat. Das in Mesoamerika verbreitete kultische Ballspiel lässt sich anhand archäologischer Reste mehr als 3000 Jahre nachweisen. Wenn wir annehmen, dass man zuerst Ball spielte und dann die Ballspielplätze zu bemerkenswerten, ganz charakteristischen Bauten mit doppel-T-förmigem Grundriss entwickelte, ist das Ballspiel noch als bedeutend älter einzuschätzen.

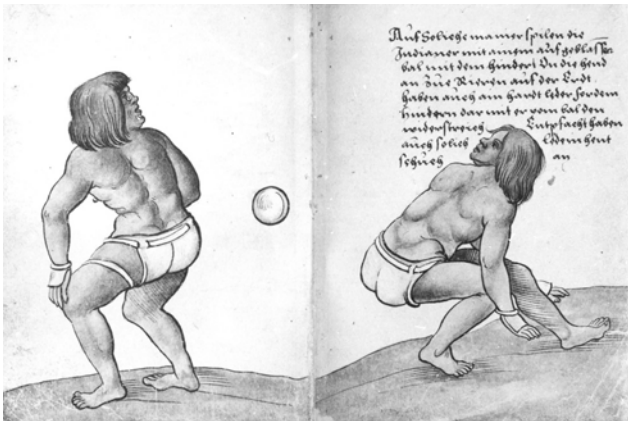


Abb. 13: Mexikanische Ballspieler, die von dem Eroberer Hernán Cortés nach Spanien mitgenommen worden waren und dort am spanischen Hofe ihr Sportspiel vorführten (aus dem so genannten Trachtenbuch des Medailleurs Christoph Weiditz, 1529)

Wie die Tieflandindianer, möglicherweise die Maya des Südens Mexikos, entdeckt haben, dass man den weißen Latexsaft des angezapften Baumes zu Naturkautschuk koagulieren lassen kann, wissen wir nicht. Es

wurde der Vollgummiball erfunden, dessen dichte Konsistenz und Schwere besondere Spieltechniken und Schutzkleidung der Spieler verlangten. Aus den verschiedenen Überlieferungen – bildlichen Darstellungen wie Berichten der spanischen Chronisten - wissen wir,



Abb. 14: Mexikanischer Jongleur mit einem Balken (ebenfalls aus dem Trachtenbuch des Christoph Weiditz)

dass das kultische Ballspiel in Mesoamerika über die Zeitläufe und in den verschiedenen Regionen unterschiedlich ausgetragen worden ist. Es gab verschieden große Mannschaften, die gegeneinander antraten; es gab da sogar offenbar eine Art Zweikampf. Mit Gesäß, Hüfte, Schulter und eventuell Ellenbogen wurde gespielt, niemals jedoch mit Händen und Füßen. Es wurden Rituale zur Vorbereitung und nach dem Ende mit dem Sieg einer Seite durchgeführt. Dabei spielten auch Menschenopfer eine Rolle, wie wir aus bildlichen Darstellungen erschließen können. Ziel war es, im Kampf der Gegensätze den Lauf der Sonne nachzuvollziehen und damit das kosmische Geschehen in eine Art Analogiezauber zu unterstützen. Jedoch war das Ballspiel weniger als Reflexion kosmischer Ereignisse und zur Verehrung astraler Gottheiten wichtig, als vielmehr als Fruchtbarkeitsritual gedacht, das den Vegetationszyklus unterstützt. Es ging um die Sicherung der Regenzeit: in den wechselfeuchten Tropen mit einer ausgeprägten Trockenperiode war dies ein besonderes Anliegen der spirituellen Führer, der Priester in den mesoamerikanischen Staatsgesellschaften. Die Spielregeln waren zumindest in der späten Zeit sehr kompliziert; ein schwer verständliches Punktesystem ist uns übermittelt. Es lässt sich anhand der noch heute in



Mexiko gespielten Varianten überprüfen. Sowohl die Mixteken in Oaxaca als auch die bäuerliche Bevölkerung im nordwestmexikanischen Sinaloa findet sich zu derartigen Ballspielen zusammen, die mehrere Tage dauern können, bis es bei dem komplizierten Punktsystem eine Siegerpartei gibt.



Abb. 15: Schaufenster einer Bäckerei: Werbung für das exquisite "Totenbrot", das als "olympisch" und unübertrefflich angepriesen wird (mexikanische Hauptstadt, 1981)



Abb. 16: Mixe-Junge mit kaputtem Fußball (Oaxaca, Mexiko)

Diese Art des rituellen Ballspiels strahlte bis auf die Großen Antillen und in den Süden Nordamerikas aus. Dort existierte es neben anderen Ballspielen einheimischen Ursprungs. Heute ist aber der Fußball auch in Mexiko allgemein verbreitet. Denken wir an die Fußball-Weltmeisterschaften, die Mexiko ausgerichtet hat. Und da ist es interessant, wie sich Rituale ganz unkonventionell mit dem Fußball verbinden können. Eine Schaufenstergestaltung zum Tag der Toten, der in

Mexiko intensiv gefeiert wird, bezieht sich auf eben diese Weltmeisterschaft. Da heute das Fernsehen seinen Einzug bis in die entferntesten Gebirgsdörfer gehalten hat, ist die Teilnahme an den nationalen wie internationalen Spielen, die dort übertragen werden, für jeden Mexikaner sozusagen erreichbar.



Abb. 17: Jugendliche dürfen das traditionelle mexikanische Ballspiel auf dem ausgegrabenen großen Ballspielplatz in Tula trainieren (2001; Hauptstadt der Tolteken um 1000 unserer Zeitrechnung, Hidalgo, Mexiko)

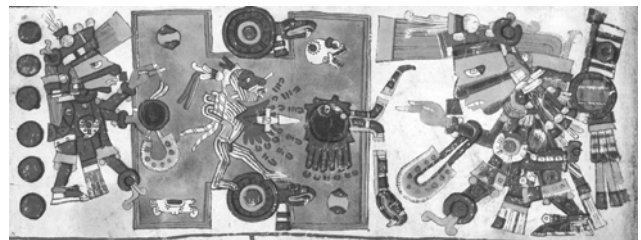


Abb. 18: Götter beim Ballspiel (Beginn des 2. Jahrtausends, mixtekische Bilderhandschrift: Codex Borgia 21)

Fußball spielen heute alle jungen Mexikaner, im wahrsten Sinne des Wortes, denn es gibt sogar in diesem Land des ausgeprägten Machismo, des Männlichkeitskultes, durchaus auch Mädchenmannschaften, die allerdings in internationalen wie nationalen Wettkämpfen keine auffällige Rolle spielen. Auch die Indianerkinder, und zwar in den dortigen ländlichen Gemeinden wegen der Geschlechterrollen nur die Jungen, kicken den Fußball in improvisierte Tore. Und wenn man keinen ganzen Fußball hat, tut es auch ein kaputter! In den entlegensten Gebirgsdörfern wird auf kleinster Fläche der Straßen oder Innenhöfe um-

einander getrippelt, um sich gegenseitig den Ball abzu-jagen. Und das ist das Problem: die Fläche, auf der man spielen kann!

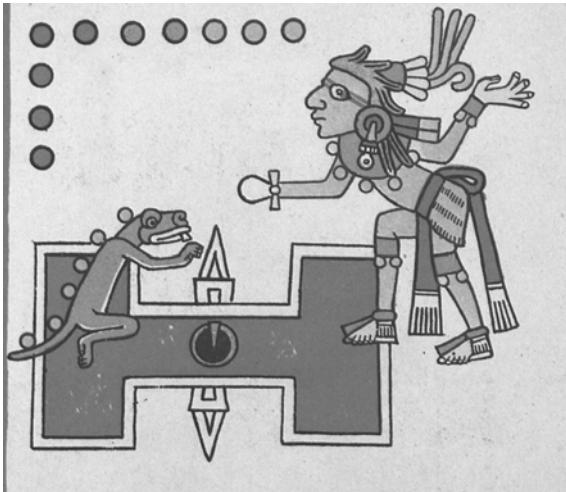


Abb. 19: Gott am Ballspielplatz (Mitte des 2. Jahrtausends, mixtekische Bilderhandschrift: Codex Féjerva'ry-Mayer 29)

In den meisten indianischen Gebirgsdörfern, ob in Michoacan, Oaxaca oder Chiapas, gibt es keine genügend großen ebenen Flächen, um ein den Regeln gemäÙes Fußballfeld anzulegen. Das hat ergeben, dass man dort eine andere Ballspielart vorzieht: Basketball. Entsprechende Spielflächen existieren zumeist auf den Höfen der kleinen Ruralschulen oder sogar auf den Plätzen vor dem jeweiligen Ayuntamiento, dem Rathaus, die genutzt werden können, wenn nicht gerade Markt ist. So stößt man beim Schlendern über einen indianischen Markt plötzlich auch auf eine betonierte Fläche und einen Pfahl mit dem fest installierten Korb. Dort kann also fast ständig geübt werden. Und an den wenigen Festtagen, die in den indianischen Gebirgsdörfern gefeiert werden können, vor allem beim jeweiligen jährlichen Patronatsfest des Dorfheiligen, werden Kämpfe zwischen Mannschaften verschiedener Dörfer ausgetragen. So ist bei den Indianern Mexikos das Basketball-Spielen noch beliebter als Fußball! Die Naturumwelt hat in diesem speziellen Falle die Menschen zu dieser Entscheidung gezwungen; und eine oft siegreiche Basketball-Mannschaft hebt den Ruf

einer indianischen Dorfgemeinde in ihrer Region und zuweilen darüber hinaus mindestens genauso wie ein gutes dörflisches Blechblas-Orchester.

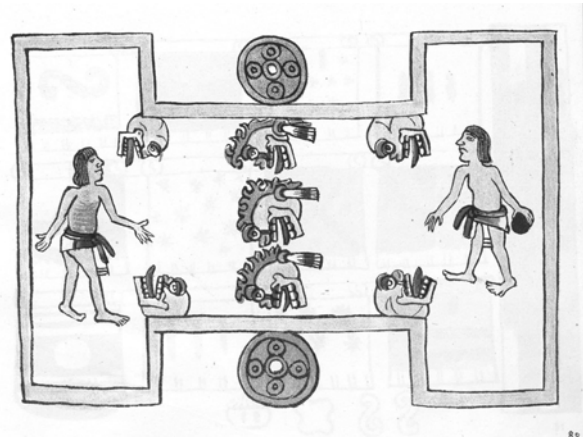


Abb. 20: Ballspiel, der eine Spieler hat einen Ball in der Hand, möglicherweise Szene im Moment des Beginns, des Einwerfens des Balls (Mitte des 16. Jahrhunderts, aztekische Bilderhandschrift: Codex Magliabecchiano 80r)

Doch soll ein anderer, ein "Extremsport" nicht unerwähnt bleiben, der im nordmexikanischen Staat Chihuahua aus alten Traditionen erwachsen ist. Es handelt sich um den rituellen Lauf der Tarahumara (oder Rarámuri)-Indianer, rund 80 km lang über Kuppen und durch Schluchten ihrer gebirgigen Heimat, immer eine hölzerne Kugel vor sich her treibend. Auch darin ist der Sonnenlauf kultisch nachvollzogen. Es heißt, Mexiko habe versucht, Tarahumara beim Marathon einzusetzen. Jedoch funktionierte das wohl nicht so ganz, denn die teilnehmenden Indianer hatten ihre Kraftreserven auf der "Hälfte" ihres angestammten Kultlaufes nicht verausgabt. Sie hatten aber ihre Kräfte auch nicht auf einen Sieg bei eben dieser halben Distanz eingesetzt. Ihnen wäre ein weiteres, ausdauerndes Laufen recht gewesen.

Wir sehen daran, es sind die Umstände und Traditionen, die sportliche Aktivitäten mitbestimmen und bei aller Globalisierung Besonderes entstehen lassen oder bewahren.

(Text und Fotos: Prof. Dr. Ursula Thiemer-Sachse)



Verein Regenzeit e. V.

Paul-Gruner-Strasse 42 | 09120 Chemnitz

Kleine Projekte – Große Hilfe

Initiierung und Finanzierung von Projekten zur Schaffung von Verdienstialternativen zum Raubbau an der Natur, medizinische Versorgung der Ureinwohner und Bau einer Wiederauswildungsstation im Bolivianischen Regenwald.
www.urwaldprojekte.de – www.madidi.de

Ktnr.: 3557006220

Bank: Sparkasse Chemnitz

BLZ: 87050000



Ollama – ein Ballspiel der besonderen Art

Angelika Danielewski

Beim mesoamerikanischen Ballspiel trieben zwei gegnerische Mannschaften einen schweren Vollgummiball mit Gesäß, Hüften und Schultern durch einen Spielkorridor und spielten dabei auch einen in der Mitte der aufstrebenden Seitenwände verankerten vertikalen Ring an. Ging der Ball dort hindurch, war das Spiel gewonnen. Das Spiel war eng mit kultisch-religiösen Vorstellungen verknüpft, förderte bei seinen Anhängern aber auch eine ausgeprägte, höchst profane Wettleidenschaft.

In the mesoamerican ballgame two opposing teams propelled a heavy solid rubber ball with their buttocks, hips and shoulders through a game-corridor and they also kicked off near a vertical ring, fastened in the middle of the rising side walls. If the ball went through it, the game was won. The game was closely connected with cultic-religious concepts, but also a marked and very secular betting frenzy.

En el juego mesoamericano balón movían dos equipos adversarios una pelota pesada de goma con las caderas, el trasero y la espalda a través de un corredor. El juego consistía en tratar de marcar en el anillo vertical al medio de la pared de lado. El primer equipo que alcanzaba a introducir el balón a través del anillo ganaba el juego. Este juego era estrechamente asociado con cultos religiosos pero a la vez también fomentaba y propiciaba entre sus partidarios una enorme pasión por las apuestas.

Einleitung

Im 16. Jahrhundert wurde in der Alten Welt ein spektakuläres Ballspiel aus Mexiko bekannt. Aztekische Athleten, per Schiff an europäische Höfe gebracht, führten einem staunenden Publikum vor, wie man unter akrobatischen Verrenkungen des Körpers einen elastischen Ball mit Gesäß, den Hüften oder Schultern durch einen langen Korridor trieb. Dabei wurde der Ball solange wie möglich in Bewegung gehalten. Um ihn noch kurz über dem Boden zu parieren, warf man sich nieder, dann sprang man wieder hoch in die Luft, um ihn oben zurückzugeben. Die Spieler trugen hirschlederne, gepolsterte Handschuhe und einen festen Lederschutz um das Gesäß, um den Aufprall des Balles zu dämpfen. Was die Zuschauer aber neben den akrobatischen Leistungen der Spieler am meisten beeindruckte, war die Elastizität des Balles, der hoch und scheinbar unermüdlich vom Boden federte, so dass sich ein rhythmisches Echo einstellte. In Europa kannte man bis dato nur mit Luft, Tierhaar oder Lumpen gefüllte Bälle, die nicht halb so gut sprangen und schnell ausrollten. Der amerikanische Ball hingegen bestand aus einem unbekanntem Material: Kautschuk. Er fesselte die Betrachter derart, dass sie darüber die Spielregeln verpassten. Das Spektakulärste werden sie auch gar nicht zu sehen bekommen haben: den Durchgang des Balls durch einen hoch über den Köpfen der Spieler angebrachten vertikalen Ring. Dafür fehlten die baulichen Voraussetzungen. Wahrscheinlich wurde das Spielfeld nur auf den Boden gemalt, so wie es heute in den Dörfern Westmexikos, wo dieses Spiel noch fortlebt, in Ermangelung von gemauerten Spielstadien geschieht. Das Spiel ist dort als Ulama bekannt. Der Begriff stammt aus dem Aztekischen und wird im Wörterbuch des Alonso de Molina (1571) mit "den Ball mit dem Gesäß spielen" übersetzt. Es handelt sich also um dasselbe Spiel.

Sicher haben sich während der langen Evolution dieses Ballspiels die Regeln mehrfach geändert, gab es regionale und zeitliche Varianten sowohl bei den Regeln selbst, als auch bei den Strukturen des Spielfeldes und den kultisch-religiösen Zusammenhängen, in denen es jeweils stand.

Der Ballspielplatz

Die ältesten archäologischen Zeugnisse des Ballspiels finden sich in West- und Zentralmexiko. Sie werden auf das Frühe Prälitium 1500 – 900 v. Chr. datiert. Es handelt sich um Tonfigurinen aus Xochipala, Tlatilco und Tlapacoya, die Ballspieler darstellen. In den frühen Dorfkulturen Westmexikos gibt es sogar ganze Spielszenen aus Terrakotta. Man sieht die Spieler in Aktion auf einem eingehegten Spielfeld, das die Architektur archäologischer Ballspielplätze aufweist, und man sieht das auf den Wänden sitzende Publikum.

Die ältesten archäologischen Überreste von Ballspielplätzen finden sich aber nicht in dieser Region sondern in San Lorenzo und La Venta, dem Herzland der olmekischen Kultur, die sich ebenfalls ab ca. 1500 vor Chr. im tropischen Golfküstengebiet entwickelt hat. Sie werden auf 600 – 400 vor Chr. datiert und sind damit sehr viel jünger als die Tonfigurinen. Dennoch muss davon ausgegangen werden, dass sich das Spiel dort herausgebildet hat, nicht zuletzt wegen des Hauptrohstoffs für den Ball: Kautschuk. Einmal erfunden, verbreitete es sich rasch über weite Gebiete Mittel- und Teile Nordamerikas.

Das Ballspiel erfordert eine ebene Fläche. In der frühen Entstehungszeit des Spiels sowie überall dort, wo die Mittel für den Bau von Stadien fehlten, reinigte man einen schmalen Feldstreifen von Unebenheiten, markierte die kurzen Enden mit Feldsteinen und zog eine Mittellinie quer durch den Korridor. Später



schüttete man entlang des Korridors Plattformen aus Erdwerk auf, bis schließlich gemauerte Wände zur Norm wurden. Sie sind ca. 4-5 m hoch. Innen, also an der dem Spielkorridor zugewandten Seite, ist in der ganzen Länge je eine niedrige Terrasse angesetzt, die sanft zum Spielkorridor hin absteigend in eine Steinbank ausläuft (Abb. 1). Die langen Wände tragen oft Marker für den Spielstand. Ab dem 9. Jahrhundert n. Chr. ist dann oberhalb der Terrasse, etwa in 2,7 m Höhe, bei fast allen Ballspielplätzen auf einer oder beiden Seiten mittig ein vertikaler Ring angebracht, durch den der Ball geschlagen werden sollte. Diese Ringe wurden in Halter eingehängt, so dass je nach Bedarf verschieden große Ringe benutzt werden konnten, deren Löcher Durchmesser von 10-50 cm haben.



Abb. 1: Ballspielplatz in Tula, Hidalgo. (Foto: Angelika Danielewski)

Die kurzen Enden der Ballspielplätze sind nicht immer vollständig ummauert. Häufig ist nur eine Seite von einer Wand begrenzt, manchmal auch keine. Immer aber sind diese Wände niedriger als die langen des Spielkorridors. Weiterhin lässt sich aussagen, dass die meisten schmalen Enden breiter waren als der Spielkorridor, so dass der Ballspielplatz insgesamt die charakteristische Form eines Doppelten T aufwies (Abb. 2). Gängige Maße für Ballspielplätze aus der Zeit um die spanische Eroberung liegen bei 36 m Länge

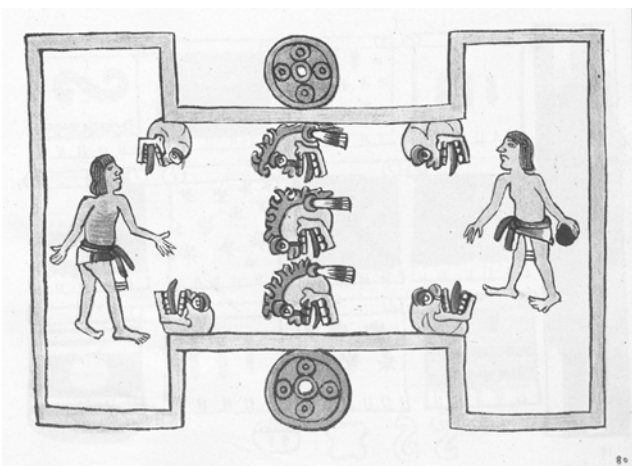


Abb. 2: Ballspielplatz in Doppel-T-Form. Codex Magliabecchiano fol. 80r <http://www.famsi.org/research/loubat/Magliabecchiano>. (open source)

und 7,20 m Breite für die Spielkorridore, wobei es auch erhebliche Abweichungen gab (Leyenaar1992: 113). So ist ein vermutlich rein zeremoniellen Zwecken dienender Ballspielplatz in Chichén Itzá 150 lang und 75 m breit (Leyenaar 1978:7). Auch die ca. 200 bekannten Ballspielplätze der Hohokam-Kultur im Südwesten der heutigen USA sind z.T. recht groß. Der an den kurzen Enden mit Steinen markierte Ballspielplatz im Hauptort der Hohokam, dem heutigen Snaketown, Arizona, der etwa um 600 n. Chr. angelegt wurde, ist 55 m lang und 19 m breit (<http://www.indianerwww.de/indian/hohokam.htm>).

Die Paraphernalia

Wichtigstes Requisite des Spiels war natürlich der Ball. Er bestand aus Kautschuk mit einer Beimischung von anderen Pflanzenextrakten, hatte einen Durchmesser von ca. 15 - 20 cm und wog bis zu 3 kg. Einige Maya-Reliefs suggerieren aber auch etwa dreimal so große Bälle, die dann aber – falls es sich nicht um symbolische Überhöhungen handelt – innen hohl gewesen sein müssen. Hohle Bälle werden von heutigen Maya aus übereinandergelegten Latexschichten hergestellt, deren Kern man vor dem Verschließen entfernt (Leyenaar 1992:85).



Abb. 3: hacha in Gestalt eines menschlichen Kopfes. Veracruz, ca 600 – 900 n. Chr.. Nach Abbildung in Leyenaar: 192. (Umzeichnung: A. Danielewski)

Schon aus dem Gewicht des Balles, der ja zudem aufgrund seiner Elastizität auch noch mit großer Wucht aufprallen konnte, ergeben sich notwendige Schutzmaßnahmen für die Spieler. Diese trugen neben den eingangs schon erwähnten Handschuhen oft hirschederne, gepolsterte Hüft-, Knie- und Ellenbogenschützer. Wegen ihrer U-Form werden die Hüftschützer als *yugos* (span. Joche) bezeichnet. Steinernen *yugos* finden sich auch im archäologischen Befund,

weshalb man früher annahm, die Spieler hätten solche Steinjoche tatsächlich getragen, sicher dienten sie aber rein zeremoniellen Zwecken bzw. wurden die Steinplastiken berühmten Spielern auf ihre Jenseitsreise mitgegeben. In denselben Kontext gehören auch die sogenannten *bachas* (span.: Beile) und *palmas*, (span.: Palmzweige) aus Stein, deren konkreter Zweck noch nicht eindeutig bestimmt werden konnte. Es handelt sich um längliche Zeremonialobjekte, die der Ballspieler vorn ans Joch steckte und die bei den *bachas* häufig die Form von Trophäenköpfen (Abb.3) und bei den *palmas* Pflanzensymbole aufweisen (Abb.4). Sie stehen in Zusammenhang mit den unterschiedlichen Symbolbedeutungen des Ballspiels, wobei die Köpfe auf den martialischen Aspekt und die Pflanzen auf den Fruchtbarkeitsaspekt hindeuten. Sie sind vor allem für das Golfküstengebiet und das Klassikum nachgewiesen, haben aber im Postklassikum (ab dem 9. Jahrhundert n. Chr.) an Bedeutung verloren.

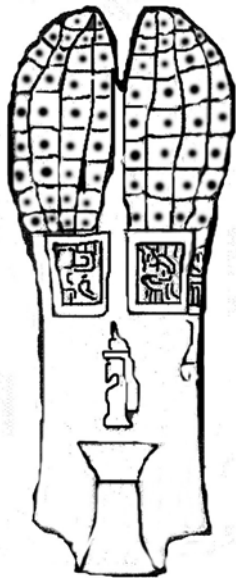


Abb. 4: Palma, einen doppelten Maiskolben darstellend. Veracruz, ca. 600 – 900 n. Chr. Nach Abbildung in Leyenaar: 175. (Umzeichnung: A. Danielewski)

Ebenfalls im archäologischen Kontext finden sich sogenannte *manoplas*, Handsteine, die bei einem Sturz möglicherweise die Hände zusätzlich zu den Handschuhen schützen sollten. Nicht auszuschließen ist aber auch die gleichzeitige Existenz einer Form von Handball.

Schließlich konnten auch Knie- und Armschützer zur Ausrüstung eines Spielers gehören.

Im Mayagebiet gab es anstelle der *yugos* sogenannte Deflektoren, die um die Brust getragen wurden.

Vor dem 9. Jahrhundert n. Chr., als es noch keine Steinringe gab, waren möglicherweise auch tragbare Ringe Teil der Requisiten. Diese bestanden vermutlich aus Holz und wurden seitlich der mittleren Querlinie als Tore aufgestellt.

Die Spielregeln

Es traten zwei Mannschaften gegeneinander an, die aus mindestens je einem, meistens aber sehr viel mehr Spielern bestanden. Ein Teil wurde vorn im Korridor, der andere an der hinteren Wand zur Verteidigung eingesetzt. Der Sieg war erst mit Erreichen eines vorab vereinbarten Punktstandes gewonnen, etwa sobald eine Mannschaft acht Punkte hatte bzw. die achte Spielerebene erreicht hatte. Dabei wurden die Punkte nicht kontinuierlich aufwärts, sondern zugleich auch abwärts gezählt. Der Gewinn der einen war der Verlust der anderen Seite. Dies geschah in festgelegten Spielsituationen: (a) der Ball wurde mit einem "falschen" Körperteil berührt, z.B. der Hand; (b) der Ball wurde verfehlt und nicht wieder über die Mittellinie geschlagen; (c) der Ball blieb auf dem Boden liegen. Der Seite, die den Fehler gemacht hatte, wurde ein Punkt abgezogen, der gegnerischen einer addiert. Dieses Grundmuster muss man sicher weiter differenzieren. In ethnologischen Untersuchungen (Leyenaar 1978) werden als *tambor*, (span.:Trommel) und *urra* (aus Nahuatl olin, Bewegung) bekannte Phänomene beschrieben, die bei bestimmten, besonders kritischen Spielständen wie drei, fünf und sieben eintreten. Sie bedeuten vereinfacht, dass die führende Mannschaft jetzt bei einem Fehler den Punkt zunächst behalten darf. Gleicht sie den Fehler aus, erhält sie ihren nächsten Punkt, als wäre der Fehler zuvor nicht passiert. Gelingt ihr das aber nicht, das heißt, macht sie (einen) weitere(n) Fehler, so zählt auch der frühere wieder mit, und sie kann doch noch sämtliche Punkte einbüßen.

Dadurch kehrte sich der Punktstand während des Spiels häufig ins Gegenteil. Partien konnten entsprechend lange dauern, Extreme von bis zu einer Woche sind überliefert.

Allerdings gab es ein Ereignis, das den sofortigen Sieg brachte: der Durchgang des Balles durch den vertikalen Ring an einer der Seitenwände des Spiekkorridors, sofern der Austragungsort ein gemauerter Ballspielplatz war.

Kultische Konnotationen

Das Spiel war von großer kultischer Bedeutung und oft mit Menschenopfern verbunden, die entweder durch Enthauptung oder dem Herausschneiden des Herzens vorgenommen wurden. Es repräsentierte den Lauf der Gestirne am Himmel und stand zugleich in Verbindung zur Erdfruchtbarkeit. Den Ball in der Luft zu halten hieß den Kosmos – Himmel und Erde – im Gleichgewicht zu halten. Geopfert wurde häufig der Verlierer, der wie auf einem in Yaxchilan (Mayatief-land) gefundenen Relief abgebildet oft ein im Krieg gefangener hochrangiger, bisweilen königlicher Gegner sein konnte. (Abb. 5).



Abb. 5 a und b: Reliefs aus Yaxchilan, Chiapas, die Tötung eines Gegners nach einem Ballspiel zeigend. Das Opfer ist mit Namensglyphe in den die Treppe herabrollenden Ball infixiert. (Foto: Lysann Schneider)

Es ist aber durchaus im Bereich des Möglichen, dass in einzelnen Kulturen oder zu bestimmten Phasen der Geschichte des mesoamerikanischen Ballspiels auch der Sieger geopfert wurde, galt doch das Menschenopfer auch als Auszeichnung und verhiess den für die Götter Getöteten einen privilegierten Ort im Jenseits.

Die kultisch-religiöse Bedeutung des Spiels wird häufig in einen astralen Zusammenhang gerückt. Demnach symbolisiert der Ballspielplatz den Himmel, der Ball ein Gestirn. Eine solare Assoziation zeigt sich zum Beispiel am Ballspielplatz in Copán, Honduras, dessen Korridore Papageienplastiken als Spielstandmarker schmücken – der Papagei war ein Sonnenvogel der Maya. Noch die aztekischen Riten für den Stammesgott Huitzilopochtli spielen auf dem *Teotlachtli*, dem göttlichen Ballspielplatz, den Kampf des solaren Huitzilopochtli mit dem Mond und den Sternen des Südhimmels nach. (Abb. 6)

Das Ballspiel wird aber auch oft mit Quetzalcoatl (Grünfederschlange oder kostbarer Zwillings) assoziiert. Dies war eine sehr vielschichtige Gottheit, die auch eine Verbindung zur Venus aufweist. Über die Bedeutung der Venus für die mesoamerikanischen Kulturen ist recht viel bekannt, so berechneten die klassischen Maya die synodische Umlaufzeit dieses Planeten sehr genau. Als Venus geht Quetzalcoatl für acht Tage in die Erde, und zwar zu berechenbaren Zeiten des Venusumlaufes kurz vor der unteren Konjunktion mit der Sonne. Die Periode von acht (manchmal zehn) Tagen entspricht der Keimungsdauer des Maiskorns.



Abb. 6: Das von Huitzilopochtli abgeschlagene Haupt der Mondgöttin Coyolxauhqui. (Foto: Ursula Thiemer-Sachse)

Dieser Umstand verbindet astrale mit Aspekten der Erde und ihrer Fruchtbarkeit, was sich sowohl aus den archäologischen Funden von *palmas* mit ihrer reichen Pflanzensymbolik als auch aus den schriftlichen Überlieferungen und altmexikanischen Bilderhandschriften erschließen lässt. So zeigt Codex Borgia, p. 21, zwei ballspielende Gottheiten und ein auf dem Platz erbrachtes Menschenopfer mit roter Streifenbemalung (Abb.7). Aus den von Bernardino de Sahagún aufgezeichneten Texten zur aztekischen Kultur wissen wir, dass solche Streifung an Opfern für Erdgottheiten wie Xipe Totec (Unser Schindherr) vorgenommen wurde. Das Opfer wurde einem rituellen Kampf ausgesetzt oder mit Pfeilen beschossen. Sein Blut sollte die Erde befruchten.

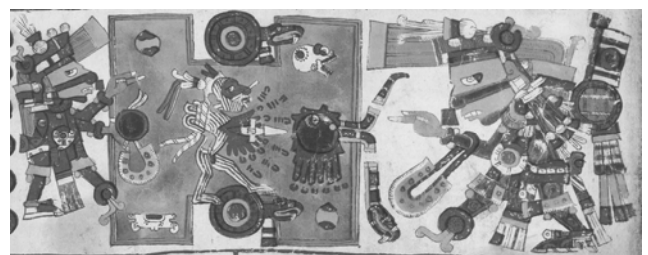


Abb. 7: Der Rote und der Schwarze Tezcatlipoca beim Ballspiel. In der Mitte ein mit roten Streifen bemaltes Opfer. Codex Borgia, p 21.

Der direkt auf der Erdoberfläche befindliche Ballspielplatz bildet eine symbolische Grenze zur Unterwelt. Im Denken der mesoamerikanischen Völker vollzog sich dort im Dunkeln die Verwandlung in neues Leben. Was in den Erdschoß einging, wurde neu geboren. Dies bezieht sich ebenso auf die allabendlich dort versinkende Sonne wie auf die Saaten der Pflanzen und die sterblichen Überreste des Menschen.

Das Ballspiel würde, folgt man diesem Gedanken, tatsächlich das kosmische Ganze, bestehend aus stellaren und irdischen Ereignissen und Orten symbo-

lisieren, dessen Erhalt für Bodenbaukulturen wie die mesoamerikanischen überlebensnotwendig war, und der Opferritus, als Analogiezauber aufgeführt, sollte dieses Überleben sichern.

Profane Konnotationen

Das Ballspiel war aber auch mit eher profanen Belustigungen verbunden. So schloss das Publikum Wetten auf die Sieger ab, die z.T. mit beträchtlichen Einsätzen verbunden waren.

Ging der Ball gar durch den Ring, so gewann der Spieler, der dies vollbracht hatte, alles, auch den persönlichen Schmuck des Publikums, der nicht gesetzt worden war (Sahagún:29). Man darf sich vorstellen, dass ein solches Ereignis im Publikum Panik auslöste. Für manche Menschen wurde das Wetten auch zur Sucht. Sie verspielten ihren Besitz und setzten zuletzt sich selbst oder ihre Kinder als Pfänder, die auf diese Weise in Schuldknechtschaft gerieten. Dies ist vor allem aus Quellen zur aztekischen Kultur des 15. und frühen 16. Jahrhunderts bekannt, die zudem auch schon eine deutliche Tendenz der allmählichen Lösung des Ballspiels aus den kultischen Bezügen aufweisen. In diesen Quellen treten uns Herrscher vor Augen, die das Spiel zu Erholungszwecken pflegen. Sie

treten dabei selbst als Spieler in Erscheinung oder richten Ballspiele aus. Die Herrscher unterhielten eigene Ballspieler, die allein zu ihrer Belustigung gespielt haben sollen (Sahagún:29). Aztekische Herrscher benutzten das Ballspiel auch ganz im Sinne der römischen Devise "Brot und Spiele", um das Volk in schwierigen Phasen bei Laune zu halten. Wenn der Herrscher Unzufriedenheit im Volk bemerkte, lud er zu einem Ballspiel und forderte dabei zu einer Wette auf, wobei er kostbare Gegenstände – Decken, Gold- und Jadeschmuck, Federschmuck etc. als Einsatz herbeischaffen ließ. Von einer nicht näher bezeichneten Gegenpartei, die aber sicher aus anderen Adligen bestand, wurden ebensolch kostbare Objekte auf den Sieg der gegnerischen Mannschaft gesetzt. Das Volk hingegen brachte ausgedienten Hausrat, zerschlissene Matten und Kleidung, die der Herrscher im Gewinnfall durch neue Gegenstände ersetzen ließ (Sahagún:58).

Nach der spanischen Eroberung verbot die Kolonialmacht das Spiel. Die in den zerstörten Tempelbezirken der Städte gelegenen Ballspielplätze konnten nicht mehr benutzt werden. Dennoch hat sich das Spiel bis heute erhalten und wird im dörflichen Westmexiko, aber auch im suburbanen Mexiko-Stadt heute als reiner Sport gepflegt.

Anmerkungen

- 1) Ollama. n. jugar a la pelota con las nalgas. (Molina: fol. 76r)
- 2) Dies vor allem im Mayagebiet
- 3) Der Glaube an eine direkte Wiedergeburt des Menschen ist allerdings nicht nachweisbar. Vielmehr scheinen die

Lebenskräfte des Menschen in das Weltganze einzugehen. Je nach Todesart gibt es ein ewiges oder zeitweiliges Fortleben an bestimmten Jenseitsorten, wobei aber weiterhin Kräfte von Gebeinen, Haaren etc. ausgehen.

Auswahlbibliographie

Leyenaar, Ted J.J.

1978 Ulama, the Perpetuation in Mexico of the pre-spanish Ball game ullamalitzli. Leiden

--

1992 Los tres ulamas del siglo XX. Supervivencias del ullamalitzli, el juego de pelota prehispánico mesoamericano. In: In: Boletín Biblioteca Juan Comas. Publicación mensual, Agosto 1997, pp.9-24

Molina, Fray Alonso de

1944 "Vocabulario de Lengua Mexicana y Castellana" [1571] Colección de incunables americanos siglo XVI, volumen IV. Madrid: Ediciones Cultura Hispánica.

Padilla Alonso, Armando, Alida Zurita Bocanegra

1992 Los juegos de pelota actuales: tradición, identidad y memoria histórica. In: Boletín Biblioteca Juan Comas. Publicación mensual, Agosto 1997, pp. 2-8

Sahagún, Bernardino de

1979 "Florentine Codex: General History of the Things of New Spain. Book 8 – Kings and Lords." Translated from the Aztec with notes and illustrations, Charles E. Dibble and Arthur J.O. Anderson. Santa Fe: Monographs of The School of American Research.

Internetquellen:

<http://www.famsi.org/research/loubat/Borgia/thumbs0.html> (open source)

<http://www.indianerwww.de/indian/hohokam.htm>



Das *Poopol Wuuj* und der Große Ballspielplatz von Chichén Itzá

Jens S. Rohark Bartusch

Die neueste Übersetzung des Heiligen Buches der Maya aus der Originalsprache ins Deutsche erlaubt ein vollkommen neues Verständnis der Bedeutung des Ballspieles der Maya, erläutert am Beispiel des Großen Ballspielplatzes von Chichén Itzá.

The latest translation of the Sacred Book of the Maya, from the original language into German, allows a much greater understanding of the meaning of the Mayan ball game applicable to the Great Ball Court of Chichén Itzá.

La más reciente traducción del Libro Sagrado de los Mayas, hecho del idioma original al Alemán, permite entender mucho mejor el significado del juego de pelota de los Mayas, específicamente del juego del Gran Juego de Pelota de Chichén Itzá.

Jedesmal, wenn ich auf dem großen Ballspielplatz von Chichén Itzá stehe, höre ich im Vorübergehen, wie andere Reiseleiter in verschiedenen Sprachen ihren Gästen diese großartige Anlage erklären: Der Sieger wurde geopfert! Nur das Beste für die Götter. Nein, der Verlierer wurde geopfert! Nein, er wurde überhaupt nicht geopfert! Alles nur symbolische Darstellung! Mit der Hüfte wurde gespielt! Nein, es wurde hier gar nicht gespielt! War nur für Rituale! Usw. Jeder erzählt etwas anderes.

Da wir keine mündlichen oder schriftlichen Überlieferungen direkt über diese Anlage haben, müssen wir uns auf die bildlichen Darstellungen verlassen, welche sechs mal den Ballspielplatz zieren. Auf diesen Relieftafeln finden wir Motive, die nirgendwo anders in dieser Form auftauchen.

Jede Tafel zeigt 2 Mannschaften mit je 7 Spielern. Zuerst fällt auf, dass die Spieler jeder einen Schläger in der rechten, also aktiven, Hand halten. Deutlich sieht man, dass er die Figur einer Schlange hat, und einen Griff zum Anfassen besitzt. Die Unterseite ist glatt. Das Erstaunliche an den Figuren aber ist etwas, das

niemandem aufzufallen scheint, und was ich noch nie einen Reiseleiter habe erklären hören, obwohl es doch sehr kurios ist: alle Spieler haben verschiedene Schuhe an (siehe Foto oder Zeichnung)! Jeder Spieler trägt am linken Fuß eine Sandale, aber am rechten Fuß einen "Turnschuh", also einen festen Schuh. Wegen seiner 3 Streifen bezeichnen ihn meine Gäste gelegentlich als "Adidas-Schuh". Wir werden gleich sehen, dass es sich



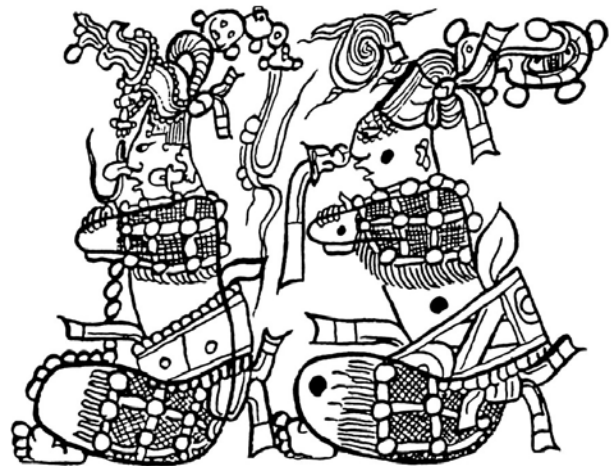
hier um keine Modelaune handelte, sondern ein praktischer Grund hinter diesem festen Schuh steckte. Schauen wir uns vorher die Knie der Spieler an; während das linke Knie eine Art Schmuckband ziert, trägt jeder Spieler am rechten Knie ein großes Kniepolster. Ein dicker Gürtel mit einer Figur vor dem Bauch, eine gepolsterte Uniform und ein komplizierter Kopfputz vervollständigen die Ausrüstung des Ballspielers.



Nun brauchen wir nur noch alle Puzzlesteine zusammensetzen, und sofort wird sich ein Bild von den Spielregeln dieses großen Ballspielplatzes ergeben. Wenn die Spieler nur am rechten Bein einen Knieschutz tragen, dann folgt daraus, dass sie nur rechts knieten. Das ist offenbar sinnvoll, denn der Schläger wird in der rechten Hand gehalten, und somit ist genügend Platz da, um mit der rechten Hand zu agieren. Würde man aber das linke Knie auf dem Boden aufsetzen, und das rechte Knie wäre oben, dann wäre das rechte Knie der rechten Hand im Wege. Der Spieler **muss** also rechts knien. Während er nun rechts kniet, ist sein linker Fuß mit der ganzen Fläche auf dem Boden aufgesetzt. Der rechte Fuß aber ist durch das Knien gebogen. Hier würde er mit einer Sandale schnell wegrutschen. **Deswegen** braucht er hier einen festen Schuh! Am linken Fuß aber stört die Sandale nicht, da dieser Fuß mit der ganzen Fläche auf den Boden aufgesetzt wird. Während der Spieler nun kniet, kann er mit der Unterseite des hölzernen Schlägers unter den Ball gehen, und ihn nach oben wegstoßen.



An dieser Stelle dürfte endlich klar sein, warum diese Anlage keine schrägen Seitenwände wie die klassischen Anlagen besitzt, die so angelegt sind, dass der Ball herunterrollen kann, um dann in Hüfthöhe abgefangen zu werden. Während die 12 kleineren Ballspielplätze von Chichén Itzá ebenfalls nach diesem Muster gebaut sind, weil man dort ebenfalls mit der Hüfte (und eventuell auch mit dem Unterarm) spielte, fällt dieses architektonische Merkmal am großen Ballspielplatz weg, da man hier mit einem Holzschläger anstatt mit der Hüfte spielte. Statt der leicht geneigten Schrägwand brauchte man hier einen hohen Absatz, damit der Ball möglichst hoch springt, sodass der Spieler mit seinem Schläger direkt unter den Ball gehen konnte. Und genau diesen Absatz finden wir hier. Aus all dem oben Gesagten folgt offenbar, dass der Große Ballspielplatz von Chichén Itzá tatsächlich zum Spielen benutzt wurde. Außerdem würde es wohl keinen Sinn ergeben, dass man solch eine kolossale Anlage nur zur Zierde gebaut hätte. Die Treppenstufen auf der Rückseite der neun Meter hohen Mauern des Ballspielplatzes erlaubten den Zuschauern auf der ganzen Breite, ihren Platz zu erreichen. Überall, wo man einen Blick auf die Spielfläche erhaschen konnte, saßen und standen die Zuschauer, um sich das große Finale des



Ballspiels anzuschauen und ihre Mannschaft oder Lieblingsspieler anzufeuern. Die hervorragende Akustik der Anlage verstärkte die Rufe der Zuschauer, sodass dieses "Kolosseum von Chichén Itzá" wahrlich zum Hexenkessel wurde.

Was passierte nun nach dem Spiel? Hier gibt es zwei Möglichkeiten. Vielleicht gab es bisweilen sogenannte "Freundschaftsspiele", die damit enden, dass die Sieger einen Wetteinsatz gewinnen, oder, wie es einige Quellen belegen, in die Zuschauermassen rennen, um

K'ate k'ut ta xkichäy kich'äkon:

"Naki pa chiqach'äko?"
xechaa' Xib'alb'aa.

"Je na kik'ut!"
xa xechaa' k'ajolaab'.

"Xa qach'äka
kajkaj sel kootz'ij!" xechaa' Xib'alb'aa.

"Utz b'ala.
Naki pa chi kootz'ijal?"
xechaa' k'ajolaab' chike Xib'alb'aa.

"Ju tiq'ab' kaqa muchij,
ju tiq'ab' saqi muchit,
ju tiq'ab' q'ana muchit,
ju tiq'ab' k'a ri nima'q!"
Xechaa' Xib'alb'aa.

"Utz b'ala!" xechaa' k'ut k'ajolaab'.

Ta xqaaj k'ut kich'a'aj,¹⁾
junam kichuq'ab',
tzatz pu kichaa' ri k'ajolaab'.

Xa k'u k'i rutz kik'u'x ta xkiya' kiib'
chi ch'akatajik ri k'ajolaab'.
Keki'kot k'ut ri Xib'alb'aa
ta xech'akatajik:

"Utz mixqab'ano,
naab'ee mixeqach'äko!"
xechaa' Xib'alb'aa.

"Apa xchib'eekik'aama' wi
ri kootz'ij?" xechaa' chi kik'u'x.

"Qitzijij ta aq'aab'
chiya' ri qakootz'ij,
qach'äkom puch!"
xe'uchaax puch k'ajolaab' Junajpu,
Xb'alanq'e rumal Xib'alb'aa.

"Utz b'ala. Aq'aab' chi k'ut kojch'a'ajik!"²⁾
xechaa' k'ut ta xepixab'an kiib'.

Kleidungsstücke als Trophäen an sich zu reißen. Auch im Poopol Wuuj ist von einem Wetteinsatz die Rede. Die Göttlichen Zwillinge Junajpu und Xbalanq'e wissen, dass sie den Göttern der Unterwelt überlegen sind. Sie müssen sich nicht beweisen. Sie lassen die Unterweltsgötter im Glauben, dass jene besser seien. Diese dürfen sich ihre Prämie sogar aussuchen (siehe Jens Rohark: *Poopol Wuuj - Das Heilige Buch des Rates der K'ichee'-Maya von Guatemala*, S. 127, gekürzt):

Daraufhin bestimmten sie ihre Siegesprämie.

"Was wird es sein, falls wir gewinnen?"
fragten die Herren von Xibalba.

"Ihr sollt es selbst bestimmen!"
antworteten die Jünglinge nur.

"Dann sollen es vier Schalen mit Blumen sein,
falls wir gewinnen!" sagten die Herren Xibalbas.

"Kein Problem!
Welche Blumen sollen es denn sein?"
frugen die Jünglinge die Herren von Xibalba.

"Eine Handvoll rote Blütenblätter,
eine Handvoll weiße Blütenblätter,
eine Handvoll gelbe Blütenblätter
und eine Handvoll auch von ganzen Blüten!"
So sprachen die Herren von Xibalba.

"Es ist gut!" erwiderten die Jünglinge.

Da wurde der Ball wieder eingeworfen.
Gleichrangig war ihre Stärke;
geschickt war das Ballspiel der Jünglinge.

Doch absichtlich ließen sich
die Jünglinge besiegen.
Es frohlockten die Herren von Xibalba,
als sie jene besiegten.

"Gut haben wir das gemacht!
Gleich beim ersten Mal haben wir sie besiegt!"
riefen jene von Xibalba.

"Wo gedenken sie bloß
die Blumen herzuholen?" meinten sie.

"Wahrlich, bevor die Nacht zu Ende geht
müsst Ihr uns unsere Blumen,
unsere Siegesprämie bringen!"
So sprachen jene von Xibalba
zu den Jünglingen Junajpu und Xbalanq'e.

"Es ist gut! Dann spielen wir also morgen früh
wieder Ball!"
sagten sie, als sie sich verabschiedeten.

Die Zwillinge benutzen die Gelegenheit nur wieder, um den Gestalten von Xibalba wieder mal eins auszuwischen, denn sie schicken die Blattschneideameisen los, um die Blüten aus dem Garten der Unterweltsgötter stehlen zu lassen. Den Nachtschwalben, welche die Wächter sind, werden sogar die Schwänze abgeknabbert (Siehe Poopol Wuuj, S. 128 – 131, gekürzt).

Ta xkisik'ij ronojeel sänik:

"Chaay sänik, ch'eken sänik:
Kixpetoq! Kixojq iwonojeel.
Ojik'aama' ronojeel uwäch kootz'ij,
kich'akon ajawaab'!"

"Utz b'a la!" xechaa' k'ut.

Ta xeb'ee k'u ri sänik,
konojeel ee k'amol kootz'ij utiiko'n
Jun Kamee, Wuquub' Kamee.
Mi'eroq k'ut chi kipixab'aj
chajal kikootz'ij ri Xib'alb'aa:

"La k'i chiwiila qakootz'ij!
Miya' chi eläq'axik
rumal ri mixeqach'äko ri k'ajolaab'.
Ana wi xpe wi ri' lo
qach'akon kumal?
Ma jab'i chiwaraj jun aq'aab'!"

"Utz b'a la!" xechaa' k'ut.

Ma k'u xkina' ri chajal tiiko'n;
xa lok chi kiraquj kichii'
chuq'ab' taq chee', tiiko'n puch.

Keb'eechakala chiri',
xawi xere chi kich'aab'ej ri kib'ix:
"Xpurpuweq! Xpurpuweq!"
xchaa' ri jun ta choq'ik.

"Pu'juyu'! Pu'juyu'!"
xchaa' chik ta choq'ik ri pujuyu' ub'ii'.³⁾

Ee ka'ii'b' chi chajal tiiko'n,
tiiko'n Jun Kamee, Wuquub' Kamee.
Ma k'u kakina' ri sänik
eläq'ay kichajeem:
Kab'olowik, katukuwik
eray kootz'ij.
Ri kab'eeq'aatowa uloq kootz'ij chuwii chee'

re kasik'ow
kuk' chuxee' chee' ri kootz'ij.

Xa k'eje chi kiraquj kichii' ri chajaliib',
mana re kakina'o, kak'uux kijee',
kak'uux kixiik'.

Lib'aj chi' k'ut xnooj
kajib' sel kootz'ij,
tiikitoj chi k'ut ta xsaqirik.

Dann riefen sie alle Ameisen herbei:

"Blattschneideameisen, Riesenameisen:
Kommt herbei! Eilt herbei, Ihr alle!
Geht los und bringt uns alle Blütenblätter,
die Siegesprämie der Herren!"

"Es ist gut!" sagten sie.

Da zogen die Ameisen los.
Alle machten sich auf, um die Blumen aus dem Garten
von Eins-Tod und Sieben-Tod zu bringen.
Doch jene hatten vorher schon
den Wächtern der Blumen von Xibalba Anweisungen
gegeben:

"Passt bloß gut auf unsere Blumen auf!
Lasst sie nicht stehlen,
denn wir haben die Jünglinge besiegt!
Sollten sie etwa
wegen unserer Siegesprämie hierherkommen?
Die ganze Nacht durch dürft Ihr nicht schlafen!"

"Es ist gut!" antworteten sie.

Doch die Wächter des Gartens bemerkten nichts.
Nur schwach ertönten ihre Rufe,
dort zwischen den Zweigen der Bäume und Pflanzen.

Sich duckend liefen sie da herum,
immer wieder ließen sie ihren Ruf erklingen:
"Xpurpuweq! Xpurpuweq!"
erklang der Ruf der Nachtschwalbe.

"Pujuyú! Pujuyú!"
erklang auch der Ruf des Vogels, den man
Ziegenmelker nennt.

Diese zwei sind die Wächter des Gartens;
des Gartens des Eins-Tod und des Sieben-Tod.
Sie bemerken gar nicht die Ameisen,
die da stehlen, was sie zu bewachen haben.
Sie schwärmen aus und breiten sich aus,
um die Blumen wegzuschaffen.
Sie kommen, um die Blüten von den Bäumen zu
schneiden,
und sammeln sie auf,
zusammen mit den Blumen am Fuße der Bäume.

Indessen lassen die Wächter ihre Rufe ertönen,
doch sie merken nicht, wie ihnen sogar die Schwänze
und die Flügel angeknabbert werden.

Und ganz schnell füllen sich
die vier Schalen mit Blütenblättern;
sie waren dicht gesteckt, als der Morgen anbrach.



Kitik'ela'on k'u ri kootz'íj,
 kajjib' sel ta xeb'eek,
 ta xe'opon k'u chi kiwäch ajaaw.
 Ajawaab' kuk'aam kootz'íj,
 q'uus uwäch.

K'eje k'ut xech'ákataj wi Xib'alb'aa:
 xa sänik xkitaaq ri k'ajolaab',
 xa jun aq'ab'iil xkichaap sänik,
 ta kiya' pa sel.
 K'eje k'ut xesaqka'ye
 ri konojeel Xib'alb'aa.
 Saqb'u'k kiwäch
 rumal ri kootz'íj.



Ta xkik'aam k'ut kina'ooj Xib'alb'aa:
 "Xa keqapusu chuwe'q,
 xa lab'e jusu', jusu' kekamik
 rumal ri qetz'ab'ääl,
 ri qach'a'ajib'ääl,"
 kechaa' k'u ri Xib'alb'aa chi kib'il kiib'.

Are k'u ri kich'a'aj
 xa k'olok'ik chaaj,
 Saqi Took'ub'ii' ri ch'a'aj,
 uch'a'aj Xib'alb'aa.
 Xa juq'uul kich'a'aj,
 xa jusuk'chijoyox b'aaq;
 chik'ow wi ri kich'a'aj Xib'alb'aa.

Sie nahmen alle ihre Blumen,
 und gingen los mit den vier Schalen,
 bis sie vor das Angesicht des Herren traten.
 Als die Herren die Blumen entgegennahmen,
 senkten sie ihren Blick.

Auf diese Weise wurden jene von Xibalba besiegt:
 nur die Ameisen hatten die Jünglinge losgeschickt;
 in nur einer Nacht hatten die Ameisen alles gepflückt
 und in die Schalen gelegt.
 Darum erblassen vor Schreck
 die Herren von Xibalba.
 Kreidebleich wurden ihre Mienen
 angesichts der Blumen.

Doch ganz sicher war das Ballspiel auch oft als Ritual angesetzt, das mit der Opferung eines Spielers, oder sogar einer ganzen Mannschaft, endete. Das Poopol Wuuj erwähnt die Niederlage des Maisgottes und seine anschließende Enthauptung. Die gleiche Szene ist auch hier dargestellt. Es muss also der Verlierer sein, der geopfert wird. Dieser kniet oben auf dem Bild übrigens mit dem "falschen" Knie, was ganz einfach daran liegt, dass die Figuren in der Mayakunst immer so dargestellt werden, dass man von vorn auf den Körper schaut. Da der Geopferte nach links schaut, muss er links knien.

Ansonsten wäre sein rechtes Knie verdeckt gewesen. Der Mann, der ihn opfert, ist ebenfalls ein Ballspieler. Seinen Schläger hat er mit einem Opfermesser aus Obsidian oder Feuerstein ausgetauscht. Genau solche Artefakte hat man aus dem Heiligen Brunnen ans Tageslicht gebracht. In der linken Hand trägt er den Kopf des Geopferten. Im Poopol Wuuj wird ein anderes Opfermesser erwähnt. Dieses ist rund, und hat einen Griff, so wie man es auf klassischen Mayavasen sieht. Genau dieses Opfermesser hat in der nebenstehenden Zeichnung der Wassergott in der linken Hand. (Siehe Poopol Wuuj, S. 74, 75):

Währenddessen berieten die Herren von Xibalba:
 "Morgen werden wir sie opfern,
 unverzüglich, schnell werden sie sterben
 durch unsere Spielausrüstung,
 durch unser Ballspielzeug."
 So sprachen jene von Xibalba zueinander.

Doch jenes Ballspielzeug, das sie meinten,
 war eine runde Klinge;
 Weißer Feuerstein war der Name ihres Spielzeugs,
 das war das Spielinstrument jener von Xibalba.
 Scharf war ihr Spielzeug,
 so dass es Knochen zerbrechen konnte.
 Hohl und hart war der "Ball" von Xibalba.

Die Götter der Unterwelt greifen nun zu einem üblen Trick: sie halbieren einen Totenschädel, setzen das runde Messer ein, und gießen den Gummisaft herum. Mit diesem "Ball" wollen sie gegen die Zwillinge spielen (siehe Poopol Wuuj, S. 125, 126):

"Utz b'á la,
xa qab'ee k'u qach'á'aj, ix k'ajolaab'!"
Xechaa' Xib'alb'aa chire.

"Utz!" xechaa'.

"Are b'á chiqakooj ri wa'
qakiik'!" xecha' Xib'alb'a.

"Ma taj!
Are ta chikooj wa' qe!"
xechaa' k'ajolaab'.

"Ma jab'i.
Are chiqakooj wa' qe!"
Xechaa' chik Xib'alb'aa.

"Utz b'á la!" xechaa' k'ajolaab'.
"Je b'á la. Xa juch'iil!"
xechaa' Xib'alb'aa.

"Ma b'á la.
Xa joloom kojchaa' chik!"
Xechaa' k'ajolaab'.

"Ma jab'i!" xechaa' Xib'alb'aa.

"Utz b'á la!" xcha' Junajpu.
Ta xtzaaq k'u uloq rumal Xib'alb'aa,
k'i k'u tak'al chuwäch ub'ate Junajpu.

K'ate puch ta xkiil Xib'alb'aa ri Saqi Took',
ta xel chi upaam ri kiik'
chitz'ininik
xb'ee je chuwäch taq uleew ri ch'á'aj.

"Naki pa la?!" xcha' ri Junajpu, Xb'alanq'e.

"Xa kamik kiwaj chiqeech!
Ma ta
xojb'ee'itaqa?
Mata pu xb'ee
isamajeel?
Qitziij, toq'oob' qawäch.

Xa kojb'eek!"
Xechaa' k'ajolaab' chike.

Are ta k'u xajawax
chike k'ajolaab';
jusu' ta xkäm ri chiri',
chi chaay xech'äkataj taj.

"Na gut,
lasst uns gehen, um Ball zu spielen, Ihr Jünglinge!"
Sprachen die Herren von Xibalba zu ihnen.

"Es ist gut!" erwiderten jene.

"Diesen hier werden wir als unseren
Kautschukball benutzen!" sprachen die Herren von
Xibalba.

"Aber nein!
Wir werden lieber den Unsrigen benutzen!"
sagten die Jünglinge.

"Auf keinen Fall!
Nur den Unsrigen werden wir nehmen!"
beharrten die Herren von Xibalba.

"Nun gut!" sagten die Jünglinge.
"Na los also! Es ist doch nur eingeritzte
Verzierung!"
sagten die Herren von Xibalba.

"Keineswegs!
Es ist nur ein Schädel, würden wir sagen!"
erwiderten die Jünglinge.

"Aber nicht doch!" sagten jene von Xibalba.

"Nun gut!" sagten die Jünglinge.

Da schleuderten die Herren von Xibalba den Ball
zurück,
und zwar genau auf Junajpus Joch zu.

Da sahen die Herren von Xibalba den Weißen Feuer-
stein,
wie er aus dem Inneren des Balles kam
und klirrend
über den Boden des Ballspielplatzes rollte.

"Was soll denn das?!" riefen Junajpu und Xbalanq'e.

"Wünscht Ihr uns etwa den Tod?
Habt Ihr Euch denn nicht die Mühe gemacht,
nach uns zu schicken?
Haben sich denn Eure Boten
nicht extra auf den Weg gemacht?
Wahrhaftig, so nehmt doch etwas Rücksicht auf
uns,
oder wir gehen wieder!"
So sprachen die Jünglinge zu ihnen.

Aber das war natürlich,
was sie den Jünglingen gewünscht hatten:
dass sie dort augenblicklich sterben würden,
dass sie durch jenes Opfermesser besiegt werden



Mawi k'uje.
Xa Xib'alb'aa xech'akataj chik
kumal k'ajolaab'.

"Ma b'a kixb'ek, ix k'ajolaab'!
Kojch'a'aj na!
Xa are kaqakoojo ri iweech!"
xuchaax k'ut k'ajolaab'.

"Utz b'a la!" xechaa' k'ut.
Are k'u xok ri kikiik', ta xqaaj k'u chaaj.

würden.

Doch so geschah es nicht.
Stattdessen wurden die Herren von Xibalba
durch die Jünglinge besiegt.

"Aber so geht doch nicht weg, Ihr Jünglinge!
Lasst uns doch Ball spielen!
Wir nehmen auch den Eurigen!"
So sprachen sie zu den Jünglingen.

"Na gut!" erwiderten jene.

Und so nahmen jene ihren Ball, den sie ins Spiel
einwarfen.

Das Opfermotiv durch Enthauptung taucht nicht nur bei den Maisgöttern Eins-Junajpu und Sieben-Junajpu auf, sondern auch bei den Göttlichen Zwillingen. Junajpu verliert seinen Kopf durch eine Vampirfledermaus, als er aus dem Blasrohr schaut, um zu sehen, ob die Dämmerung bereits angebrochen ist. Dieser Kopf wird anschließend als Trophäe oben auf dem Ballspielplatz abgelegt. Die weitere Geschichte war bisher durch falsche Übersetzungen (z.B. Recinos, Cordan, Tedlock) ziemlich unverständlich geblieben (siehe PW, S. 136 – 139, gekürzt):

K'ate k'ut ta xutaaq chikööp ronojeel,
sii's, aaq.
Ronojeel ch'uti chikööp, nima chikööp.
Chaq'aab', xawi xare raq'ab'aal
ta xutz'onoj k'ut kechaa':

"Naki taq pa iwechaa'
chi jujunal?
Are kixnutaaq wi,
chik'aam uloq ri iwechaa'!"

xchaa' k'ut Xb'alanq'e chike.

"Utz b'a la!"
xechaa' k'ut, ta xeb'eek
ee k'amol reech.
Ta xe'ulje k'ut konojeel:
k'oo xa q'uma'r reech xb'ee'uk'aama';
k'oo xa tz'alik xb'ee'uk'aama'
k'oo xa ab'ääj xb'ee'uk'aama'
k'oo xa uleew xb'ee'uk'aama'.
Jalajoj kechaa'
ri ch'uti chikööp, nima chikööp.

Ki pu k'u uxamb'ee kanajoq ri sii's;
q'ooq' xb'ee'uk'aama',
kub'ulkutij chutza'm kapeetik.
Are k'ut xok jalwächib'al ujoloom Junajpu.
Lib'aj chi' xk'ootox ub'aaq' uwäch.

Ma k'u atan
xutzinik uwäch.
Utz chik xuxik;
xawi xare uch'uuq jeb'el xwächinik,
xawi xare xch'aawik.
Are k'ut ta xchiraj saqirik,
xchikaqtarin uxeé' kaaj,

"Kaxaqina chik, mama'!" xuchaax ri wuuch'.

Daraufhin rief er alle Tiere herbei,
auch den Nasenbären und das Nabelschwein;
alle kleinen Tier und alle großen Tiere.
Es war noch nachts, kurz vor der Morgendämmerung,
als er sie nach ihrem Futter frug:
"Was ist denn die Nahrung
eines jeden einzelnen von Euch?
Dazu habe ich Euch gerufen,
damit Ihr mir Eure Nahrung hierher bringen
möget!"
So sprach Xbalanq'e zu ihnen.

"Es ist gut!"
riefen sie, und machten sich auf den Weg,
um ihre Nahrung zu suchen.
Kurz darauf kamen sie alle wieder:
der eine brachte nur morsches Holz,
der andere brachte Blätter,
der nächste brachte Steine,
und wieder ein anderer brachte nur Erde an.
Von verschiedener Art war die Nahrung
der kleinen Tiere und der großen Tiere.

Da kam als letzter hinterher der Nasenbär,
und dieser brachte einen Kürbis an,
den er mit der Schnauze vor sich her rollte.
Und dieser wurde zum Kopf des Junajpu.
Sofort wurden die Augen hineingeschnitzt.

Es dauerte nicht lange,
da war sein Gesicht vollendet.
Gut war es geworden.
Seine Haut war wirklich schön anzusehen,
und er konnte sogar sprechen.
Und das war, als es dämmern wollte,
und der Horizont sich zu röten begann.

"Male die Streifen, Alter!" sagte man zum



"We!" xchaa' ri mama'
ta chi xaqinik.

K'ate ta chi q'eequ'mar chik.
Kajmul x'xaqin ri mama'.
"Kaxaqin wuuch",
kachaa' winaaq wakamik.

Xa k'u kaqa räx utzinik,
ta xutikib'a uk'oje'ik.

"Ma utz?" chuchaax k'ut Junajpu.

"Je, utz!" xchaa' k'ut.

Xawi xare chub'aaqitila ujoloom.
K'eje ri qitziiij ujoloom xuxik.
K'ate k'ut ta xkib'an kitziiij, xepixab'an kiib':

"Ma na ki katch'a'ajik.
Xa ki chayekuj awiib',
xa in jun ki kinb'anowik,"
xchaa' Xb'alanq'e chire.

K'ate k'ut ta xupixab'aj jun umuul:

"Katk'oje ta chirí' chuwii joom,
chí' wi katk'oje wi, chi upaam pixik'!"⁴⁾
xuchaax umuul rumal Xb'alanq'e.

"Chopon na kiik' awuk',
k'ate katelik, k'a in kinb'anowik!"
xuchaax ri umuul,
ta xpixab'axik chaq'aab'.

K'ate k'ut ta xsaqirik,
xawi xare utz kiwäch kikaab'ichaal.

Xqaaj chi k'u kich'a'aj,
k'olan chi k'u ujoloom Junajpu
chuwii joom:

"Mixqach'äkoyan,
mixib'ano.
Kiya'n, mixiya'o!"
xe'uchaa'xik.

Xawi k'u xere chi sik'in Junajpu:

"Chak'aqa ri joloom
chi kiik'!" Ke'uchaa'xik.

"Ma k'u chi kiquak'axow chik!
Chiyekow qiib'!"

Are k'u xetzaqow kiik'
rajawal Xib'alb'aa.
Xuk'ul k'ut Xb'alanq'e,
tak'al k'u ri kiik' chuwäch b'ate
chi tanenik.
Ta xelik jusu' k'u xik'ow kiik'
chuwii' joom,

Oppossum.

"Ja doch!" erwiderte der Alte
und daraufhin malte er die Streifen.

Und somit wurde es wieder dunkel.
Viermal malte der Alte den Streifen.
"Das Oppossum malt die Streifen,"
sagen die Leute noch heute.

Und gerade als die Morgenröte zum Vorschein kam,
begann er seine Existenz.

"Ist es gut so?" frag man den Junajpu.

"Ja, gut!" antwortete er.

Als ob er aus Knochen wäre, so sah sein Kopf aus.
Er war zu einem richtigen Kopf geworden.
Und somit besprachen und berieten sie sich:

"Du wirst den Ball nicht werfen,
sondern gehst in die Verteidigung,
und ich werde allein alles weitere tun,"
sprach Xbalanq'e zu ihm.

Danach gab er einem Kaninchen Anweisungen:

"Du bleibst dort oben auf dem Ballspielplatz,
an der Kante bleibst Du, dort oben im Gesims!"
So sagte Xbalanq'e zum Kaninchen.

"Wenn der Ball zu Dir kommt,
dann läufst Du los, und ich werde dann handeln!"
sprach er zum Kaninchen,
als er ihm nachts seine Anweisungen gab.

Als es dann dämmerte,
waren die Beiden wohlauf.

Es wurde nun der Ball eingeworfen,
und der Kopf des Junajpu war wieder
oben auf dem Ballspielplatze abgelegt worden.

"Wir haben schon so gut wie gewonnen,
wir haben es geschafft!
Erledigt seid Ihr! So ergebt Euch doch!"
So riefen sie.

Nichtdestotrotz rief Junajpu:

"So schießt doch nach dem Kopf
mit dem Kautschukball!" So rief er ihnen zu.

"Ihr könnt uns keinen Schaden antun!
Wir wissen uns zu verteidigen!"

Und so schleuderten die Herren von Xibalba
den Kautschukball.

Da sprang Xbalanq'e dazwischen,
und der Kautschukball prallte genau auf sein Joch,
so dass er weit davonflog.
In einem Schwung flog der Kautschukball
über den Ballspielplatz,

xa jun xa kanab' wi taaqal pa pixik'.
 Ta xel k'u ri umuul,
 chi k'oxk'otik ta xb'ee;
 Oqätal k'ut ta xb'ee kumal ri Xib'alb'aa.
 Kejuminik, kechaninik xeb'ee chi riij ri umuul,
 xek'iisb'ee konojeel Xib'alb'aa.

K'ate k'ut xkik'aamixtaj ri ujoloom Junajpu.
 Xtikixtaj chik uq'ooq' Xb'alanq'e,
 are chi k'ut xb'eekek'ub'a'
 ri q'ooq' chuwi' joom.
 Qitzij joloom chi k'u ujoloom ri Junajpu.
 Keki'kot chi k'u kikaab'ichal.
 Are k'ut keb'eetzukun na kiik' ri Xib'alb'aa;

k'ate k'ut xkik'aamixtaj chi ri kiik' pa pixik'.

Ta xesik'in chi k'ut:
 "Kixpetoq! Wa'e kiik' qe,
 mixqariiqo!"
 xechaa', kik'olem chi k'ut.

Ta xe'ul Xib'alb'aa.
 "Naki pa ri mixqiiilo?" xechaa' k'ut.

Ta xkitikib'a chi k'ut ch'a'ajik:
 junam ch'a'ajik chi k'ut
 xkib'an chik kikaab'ichaal.

K'ate k'ut xk'äqätaj ri q'ooq' rumal Xb'alanq'e,
 chi puk'ab'in ri q'ooq',
 xpaaj pa joom.
 Saqiram k'u
 ri usaqilal chi kiwäch.

"Naki pa ri chib'ee'ik'aama' ?
 Apa k'oo wi ri k'amol re?" xchaa' Xib'alb'aa.

K'eje k'ut kich'äkatajik rajawal Xib'alb'aa,
 rumal Junajpu, Xb'alanq'e.

doch auf einmal blieb er im Gesims liegen.
 Da lief das Kaninchen los
 und machte sich in Sprüngen davon.
 Jene von Xibalba machten sich an die Verfolgung.
 Sie lärmten und rannten hinter dem Kaninchen her,
 und bald war ganz Xibalba auf den Beinen.

Daraufhin holten sie sich den Kopf des Junajpu wieder.
 Xbalanq'e setzte den Kopf an seine Stelle,
 das heißt er legte den Kopf
 oben auf dem Ballspielplatze ab.
 Der echte Kopf war nun wieder der Kopf des Junajpu.
 Da freuten sich die Beiden sehr.
 Während jene von Xibalba also den Gummiball
 suchten,
 holten sie den Ball vom Gesims herunter.

Dann riefen sie:
 "Kommt her! Hier ist doch der Ball!
 Wir haben ihn gefunden!"
 So riefen sie und zeigten den Ball hoch.

Da kamen jene von Xibalba zurück.
 "Was haben wir denn nur gesehen?" fragten sie sich.

Und erneut nahmen sie das Ballspiel auf.
 Gleich gut spielten sie
 auf beiden Seiten.

Auf einmal zielte Xbalanq'e geschickt auf den Kürbis,
 und dieser zerbarst in Stücke,
 als er auf den Ballspielplatz herunter fiel.
 Und so kamen ans Licht
 seine hellleuchtenden Samen vor ihrem Angesicht.

"Wer hat diese denn hierher gebracht?
 Woher kommen diese denn?" fragten jene von
 Xibalba.

Auf diese Weise wurden die Herren von Xibalba
 besiegt,
 durch Junajpu und Xbalanq'e.

Die Episode mit dem Kürbiskopf ist nicht nur deswegen wichtig, weil sie eine weiteres Beispiel dafür liefert, wie die Zwillinge die Götter der Unterwelt mit List und Intelligenz austricksen, sondern auch, weil die auf dem Boden verstreuten hellen Samen ein Sinnbild für die zukünftige "Lichtwerdung" und "Aussaat der Menschenschöpfung" sind, also ein Vorzeichen der Zivilisation der Maya. Es handelt sich hier um nicht weniger als das Leitmotiv des Heiligen Buches der Maya. Das Motiv der Pflanze in der Unterwelt taucht natürlich auch beim Maisgott auf, in der berühmten Szene des Xicara-Baumes. Der abgeschnittene Kopf des Maisgottes wird in den Baum gehängt (siehe PW, S. 79, 80):

Ta xch'aaw k'ut ri b'aaq
 k'oo ula xo'l chee':
 "Naki pa karayij chire ri xa b'aaq
 ri k'olok'oxinaq
 chuq'ab' taq chee'?"
 xchaa' ri ujoloom Jun Junajpu
 ta xch'aawik chire ri q'apooj.

Da fing der Schädel, der in der Astgabel hing,
 an zu sprechen:
 "Warum wünschst Du diese runden Dinger
 an den Ästen des Baumes,
 die doch nur Knochen sind?"
 frug der Kopf des Eins-Junajpu,
 als er zur Jungfrau sprach.



"Ma karayij?" xuchaa'xik.

"Kanurayij!" xchaa' k'ut ri q'apooj.

"Utz b'a la, chalik'ib'a uloq ri awikiq'ab',
Wiila na!" xchaa' ri b'aaq.

"We!" xchaa' k'u q'apooj,
xulik'ib'a aq'anoq uwikiq'ab'
chuwäch b'aaq.

K'ate k'ut chi pitz kab'an uchuub' b'aaq,

ta xpeetik tak'al k'ut puq'ab' q'apooj.
Ta xril k'ut upuq'ab', jusuk' xunik'oj,
ma k'u jab'i uchuub' b'aaq puq'ab'.

"Xa retaal mixnuya'
chawe ri nuchuub', nuk'axaj.
Are ri nujoom ma jab'i
kachokon chi wi,
xa b'aaq, majab'i chi uchäq'.
Xawi k'eye ujoom we ki nim ajaaw:

xa utyo'jil utz wi uwäch.
Are k'ut ta chikamik,
chuxib'ij chi riij winaaq
rumal ub'aqil.
K'eye k'ut xa uk'ajool
k'eye ri uchuub', uk'axaj, uk'oje'ik
we uk'ajool ajaaw;
we puch uk'ajool na'ol, ajuchaan.
Xmachisach wi, chib'ek,
chitz'aqatajik,
mawi chupel ma pu ma'ixel
uwäch ajaaw, achii, na'ool,
ajuchaan.
Xaxi chikanajik ume'aal, uk'ajool.
Ta chuxoq!
K'eye mixnub'an chawe.
Kataq'an k'ut chila' chuwäch uleew.
Mawi kakamik, katok pa tziij. Ta chuxoq!"

xchaa' ri ujoom Jun Junajpu,
Wuquub' Junajpu.

Die mythologische Erzählung der Maya stellt einen tiefen Zusammenhang zwischen der Opferung durch Enthauptung und pflanzlichen Motiven dar. Die Relieftafeln am Großen Ballspielplatz demonstrieren den gleichen Zusammenhang: aus dem Hals des Geopferten schlängeln sich nicht nur Schlangen, sondern auch Ranken mit Blüten und Früchten. Die gleichen Blätter der Pflanze scheinen sogar aus dem Ball zu kommen. Der im Zentrum dargestellte Schädel

"Gelüftet es Dich etwa danach?" sprach er.

"Ja, doch, ich begehre sie!" antwortete die Jungfrau.

"Es ist gut. Strecke Deine rechte Hand hierher aus!
Lass mich sehen!" sprach der Schädel.

"Aha," sprach die Jungfrau,
und erhob ihre rechte Hand
und streckte sie dem Schädel entgegen.

Und so spritzte der Schädel einen Strahl seiner Spucke
aus,
der direkt in der Hand der Jungfrau landete.
Diese schaute in ihre Hand und untersuchte sie sofort,
aber die Spucke des Schädels war nicht mehr in ihrer
Hand.

"Nur ein Zeichen habe ich Dir gegeben
mit meiner Spucke, meinem Speichel.
Dieser mein Kopf ist von nun an
zu nichts mehr nütze,
nur Knochen ist er nun, ohne Fleisch.
Er ist genau so wie der Schädel jenes großen
Herren:

nur das Fleisch gibt ihm ein gutes Aussehen.
Doch wenn er stirbt,
fürchten sich vor ihm die Menschen
wegen seiner Knochen.
Doch sein Sohn ist
wie seine Spucke, sein Speichel, sein Wesen,
egal ob er Sohn eines Herren,
eines Weisen oder Poeten ist.
Er wird nicht vergessen, wenn er dahingeht,
sondern erfüllt erst seinen Daseinszweck.
Es löscht sich nicht aus und geht nicht verloren
das Wesen des Herren, des Mannes,
des Weisen oder Poeten,
sondern lebt fort in Tochter oder Sohn.
So sei es!
So habe ich es auch mit Dir getan.
Und nun steige empor zur Erde.
Du wirst nicht sterben. Bewahre diese Worte! So sei
es!"

So sprach der Kopf des Eins-Junajpu,
des Sieben-Junajpu.

wird mit aufwendigen Sprechvoluten dargestellt – ein Hinweis auf die Ansprache des Kopfes des Maisgottes, der sich in die Xicarafrucht verwandelt hatte. Diese Rede ist sehr wichtig, denn hier wird deutlich, was mit der Zeugung durch den Speichel eigentlich gemeint war. Der Speichel steht für das Sprechen, also die Kommunikation und Erziehung. Zivilisation bedeutet Wissen und Kultur. Nur die Erziehung garantiert die Weitergabe des Wissens. Kultur aber ist nicht genetisch



vererbar. Das Blut genügt also nicht mehr. Der Speichel wird genauso wichtig wie das Blut. Die Erziehung wird genauso wichtig wie, oder gar wichtiger als, die Blutlinie. Erst in diesem Moment ist der Weg für die Kultur der Maismenschen vorbereitet.

Die Schlussfolgerung aus allen bisherigen Überlegungen fällt nun überraschend aus: aus der Sichtweise

der klassischen Maya steht das Menschenopfer nicht im Widerspruch zur Zivilisation, sondern ist im Gegenteil die Voraussetzung, um die Entwicklungsstufe der Zivilisation überhaupt zu erreichen. Der Ort, wo dieses wichtigste Opfer realisiert wird, wo der Mythos also konkrete Gestalt annimmt, ist der *Pusb'al Ch'a'aj*, der "Ballspielplatz der Opferung".

Anmerkungen

- 1) Ein Problem ist das Wort für Ballspiel: Tambriz Gómez schreibt *chaj*, Sam Colop schreibt *chaaj*, Dennis Tedlock schreibt *cha'j*, Michael Dürr schreibt *ch'a'aj*. Im Manuskript erscheint immer *chaab* und *chab*. Die Tatsache, dass im Manuskript *chaab* auftaucht, zeigt, dass die Schreibweisen *chaj* und *chaaj* falsch sein müssen, denn der doppelte Vokal bedeutet im Manuskript keinen langen Vokal, sondern eine Trennung beider Vokale durch einen Glottisverschluss, d.h. es wäre Apostroph zu schreiben. Es könnte also *cha'aj*, *cha'j*, *ch'a'aj* oder *ch'a'j* sein. Von diesen vier Kandidaten möchte ich die beiden ersten ebenfalls ausschließen, denn die mit dem Ballspiel semantisch als verwandte in Frage kommenden Wörter wie *ch'a'* - "Entschädigung/Vergeltung verlangen", *ch'aaj* - (rituelles) Waschen/Säubern, *ch'ajch'oj* - "rein, heilig" und *ch'äk* - "besiegen" werden alle mit *ch'*, und nicht mit *ch-* geschrieben. Das rituelle Waschen hat eventuell etwas mit dem Ballspiel zu tun, denn der Ballspielplatz wird im Poopol Wuuj als *joom* bezeichnet. Heute bedeutet *joom* "Friedhof". Dort werden die Gebeine und Opfergaben rituell gewaschen und gesäubert. Darum ist es vielleicht kein Zufall, dass es im Poopol Wuuj heißt: *xkimees ri joom kiqujuaw* - "Den Ballspielplatz ihrer Väter hatten sie gesäubert." Darum schließe ich mich dem Vorschlag von Michael Dürr an und schreibe *ch'a'aj*. Heute gibt es ein verwandtes Wort, nämlich *ch'a'oaj*, was "Streit, Krieg" bedeutet. Das bedeutet, dass das alte Wort für "Ballspiel" wortwörtlich höchstwahrscheinlich "Wettstreit/ Wettkampf" bedeutete.
- 2) Die Tatsache, dass hier nur das Wort *aq'aab'* erscheint, hat viele Übersetzer offenbar verwirrt. Auch Tedlock übersetzt hier falsch mit "So we're also playing ball at night" (S. 122). Das Ballspiel findet tatsächlich am nächsten Tag statt, aber tagsüber, nicht nachts. Die Nacht über sind ja die Jünglinge außerdem beschäftigt, die Blumen zu beschaffen, außerdem befinden sie sich im Haus der Messer. Auch Selers Vermutung, das Spiel fände die nächste Nacht statt, ist nicht richtig: "Wenn es wieder Nacht ist..." (S. 97). Dagegen gibt Recinos die richtige Übersetzung an, denn er schreibt: "De madrugada jugaremos de nuevo a la pelota" (S. 82). Das Wort *aq'aab'*, muss man wissen, bedeutet nicht nur "Nacht", sondern auch "Morgendämmerung". Siehe Ausdrücke wie *Siib'alaj aq'ab' kink'astaj ronojel q'ij* (PLFM, S. 157), was bedeutet "Ich stehe jeden Tag **sehr frühzeitig** auf." Dabei bedeutet *siib'alaj* "sehr". Oder siehe auch das Wort *nimaq'ab'*. *Nim* allein heißt "groß". Aber *nimaq'ab'* heißt nicht etwa "mitternacht", sondern "frühmorgens", siehe z.B. *Nimaq'ab' keel la lee q'ij* (PLFM, S. 223), was bedeutet: "Frühmorgens geht die

Sonne auf." Der Grund dafür, dass im Text nur das Wort *aq'ab'* auftaucht, ist einmal der, dass hier eine Verkürzung verliegt, denn der gleiche Zeitpunkt wird 5 Zeilen weiter oben bereits erwähnt, mit *ta aq'ab'*, von Tedlock richtig mit "before the night is over" (S. 122) übersetzt. An dieser Stelle hätte er es merken müssen. Der andere Grund ist poetischer Natur: der Satz *Aq'aab' chi k'ut kojch'a'ajik* bieten einen sehr guten Rhythmus, der durch vorangestellte Partikel zerstört worden wäre. Allerdings wird das Wort *aq'aab'* im alltäglichen Sprachgebrauch tatsächlich auch ohne jeglichen Partikel im Sinne von "morgen früh" gebraucht. Zum Beispiel sagen sie: *Aq'aab' koj'ee pa nima q'ij* - "Morgen früh gehen wir zur Fiesta."

- 3) Genau heißt es: "...erklang auch der Ruf des Vogels, den man Pujuyú nennt." In der K'ichee'-Sprache ist der Name dieses Vogel onomatopoetisch, also so wie der Ruf des Vogels ist, so ist auch sein Name. So wie bei uns der Kuckuck, der "Kuckuck!" ruft. Da dies im Deutschen nicht funktioniert, muss ich in der Übersetzung diesen Namen einsetzen, vor allem auch, weil es in der nächsten Zeile heißt: "Diese zwei sind die Wächter des Gartens." Die Vögel, die in der K'ichee'-Sprache *Xpupuneq'* und *Pu'juyú'* heißen, entsprechen verschiedenen Nacht-schwalbenarten, nicht Eulenarten, wie Recinos schreibt (und Cordan kopiert). Dieser Fehler hätte eigentlich nicht passieren dürfen, da ja die Nachtschwalbe auch im Yukatekischen Maya als *Pu'juy* bekannt ist (Diccionario Maya Porrúa, S. 672). Im Spanischen wird sie *tapacamino* und *chotacabra* genannt, wobei der letztere Name dem Deutschen Namen "Ziegenmelker" entspricht. Ein weiterer Beweisgrund ist in der Beschreibung der Schnäbel dieser Vögel zu finden. Eulen haben krumme, gebogene Schnäbel, während die Nachtschwalben breite, weite Schnäbel haben, die sie weit aufsperrn, wenn sie nachts auf Insektenjagd gehen. Im Text wird geschrieben *xrij kichi'*, was heißt "ihre Schnäbel wurden aufgerissen". Außerdem werden die Schnäbel als *jereb'aq* beschrieben, was "weit aufgesperrt" bedeutet. Somit können also keine Eulen gemeint sein. In Guatemala gibt es 10 Arten von Nachtschwalben. Wer kein Ornithologe ist, würde allerdings meinen, dass es nur 2 oder 3 Arten seien, wenn er sie vor sich sehen würde. Durch ihr dunkelbraunes geflecktes Gefieder sind sie wunderbar getarnt, so dass viele Leute sie nie zu Gesicht bekommen. Man erschrickt meistens, wenn man plötzlich einen solchen Vogel bemerkt, darum gelten sie bei den Maya als Unglücksbringer. Eine Art heißt auf Englisch *Short-tailed Nighthawk*, auf Spanisch *Chotacabra colicorta* (Lateinisch: *Lurocalis semitorquatus*), also



"Kurzschwänzige Nachtschwalbe". Es sei hier daran erinnert, dass den Nachtschwalben Xibalbas auch die Schwänze verkürzt werden. Dieser Vogel, der 22 cm groß wird, lebt im Regenwald und auf Lichtungen. Bis 28 cm groß wird der auf Englisch *Pauraque* genannte Vogel, auf Spanisch *Pachua Pucuya* genannt (*Nyctidromus albicollis*). Dieser bevorzugt Gärten und Hecken. Beide Arten singen einen sanften trillernden Ruf. Sie schreien also nicht laut, wie Pohorilles übersetzt. Darum muss es also 7 Zeilen weiter oben heißen: *xa lok chi k'iraq'uj k'ichii'*: "Nur schwach ertönt ihre Rufe". Sam Colop schreibt *xa loq*, wobei *loq* "schlafen" bedeutet. Das ergibt hier aber keinen Sinn.

- 4) Das Wort *pixik'* ist in Vergessenheit geraten. Oft wird hier fälschlicherweise "Tomaten" übersetzt. Gemeint ist

aber ein architektonisches Element, wie aus dem Kontext hervorgeht. Im Manuskript steht hier nicht *pix* "Tomate", sondern *pixc*. Vergleiche mit *pixk'aneem* "springen" oder *pixk'an* "brinco, salto" (PLFM, S. 257). Das heißt, *pixik'* ist wörtlich ein "Mauervorsprung", etwas Vorragendes, Vorspringendes. Ich übersetze es hier wie auch Schulze-Jena mit "Gesims oder ein "Gesims".

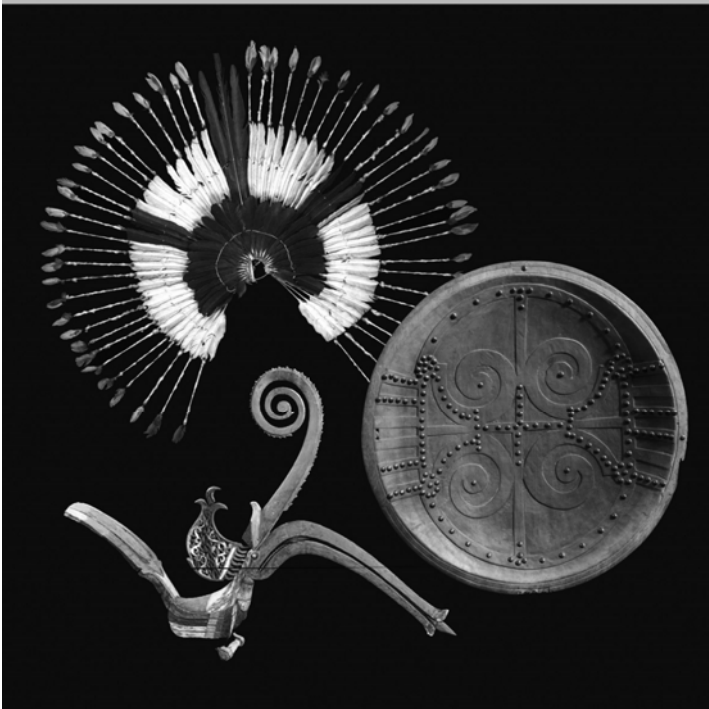
Texte und Anmerkungen entnommen aus:

Jens S. Rohark Bartusch: Poopol Wuuj - Das Heilige Buch des Rates der K'ichee'-Maya von Guatemala, (siehe die Rezension auf S. **XX** in diesem Heft)

Alle Fotos und Zeichnungen stammen vom Autor.

Anzeigen:

Staatliche Ethnographische Sammlungen Sachsen



Völkerkundemuseen in Sachsen

GRASSI Museum für Völkerkunde zu Leipzig
Museum für Völkerkunde Dresden
Völkerkundemuseum Herrnhut

www.ses-sachsen.de · ses-sachsen@ses.smwk.sachsen.de



Staatliches Museum für Völkerkunde
Hegelplatz 1
70174 Stuttgart
Tel. 0711.2022-3
www.lindenmuseum.de

Besuchen Sie unsere neu gestalteten Dauerausstellungen:
Lateinamerika – Amazonien und der zentrale Andenraum
Nordamerika – Expeditionen zu Indianern Nordamerikas und Inuit

Grönland-Inuit: Leben am Rande der Welt



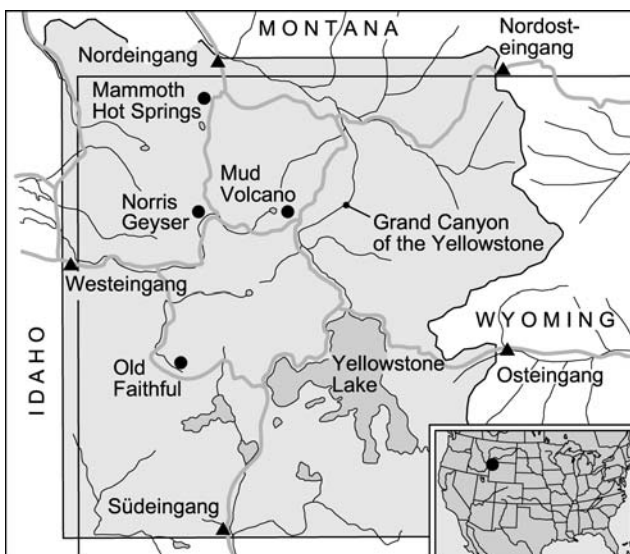
Fotografien von Markus Bühler-Rasom und Exponate aus der Sammlung des Linden-Museums Stuttgart
17. Mai bis 2008 – 21. September 2008

Außerdem: Treffen Sie Michael Kabotiel!
Von 20. bis 26. Juni ist der herausragende Hopi-Künstler unser Gast für Workshop, Vortrag und Gespräche.
Nähere Informationen: www.lindenmuseum.de



Yellowstone National Park

Am 1. Mai 1872 unterzeichnete Präsident U. S. Grant ein Gesetz, dass die ausgedehnten Landschaften um das Quellgebiet der Flüsse Yellowstone und Snake zum (weltersten) Nationalpark erklärte. 1978 erfolgte die Aufnahme des Parks in die Liste des UNESCO-Weltkulturerbes.



Übersichtskarte

Der Park vereint auf engem Raum eine Fülle reizvoller Landschaftscharaktere: Den Yellowstone Lake mit seinen bewaldeten Ufern, Bisonweiden, den gelbfarbenen Canyon des Yellowstone River mit seinen beeindruckenden Wasserfällen und nicht zuletzt natürlich eine Fülle von Geysiren und geothermischen Quellen.

Wenn hier von "engem Raum" gesprochen wird, so ist dies mit amerikanischen Maßstäben zu sehen. Der Park, dessen größter Teil sich im Bundesstaat Wyoming befindetet, bedeckt eine Fläche von fast 9.000 km², durchzogen mit einem Netz von Erschließungsstraßen und fast 2.000 km markierten Wanderwegen.

Der Parkbesucher sollte einige Tage Zeit mitbringen, denn die wichtigsten und spektakulärsten Sehenswürdigkeiten des Parks finden sich weit verstreut. Im Südosten breitet sich der Yellowstone Lake aus, bei einer Höhe von 2.300 m über dem Meer der größte Hochgebirgssee Nordamerikas. Denn im Hochgebirge befinden wir uns hier, und die heiße Sommer Sonne und mancherorts unerträgliche Mücken-

schwärme täuschen darüber hinweg, dass der Park zur Hälfte des Jahres in tiefem Winter versinkt und nur teilweise zugänglich ist.

Der Yellowstone Lake speist den Yellowstone River, der in endloser Geduld sein tiefes Bett in den gelbfarbenen Stein gewaschen hat. Der Canyon, der die Mittagssonne schwefelgelb widerspiegelt, hat dem Fluss den Namen gegeben. – Mit den steil abstürzenden Wassermassen der Lower Falls im Hintergrund eine bezaubernde Bilderbuchperspektive.



Bei den Fällen des Yellowstone

Von dort ist es (mit dem Auto) nicht weit zum Mud Vulcano und zum "Mud Geysir", wo schmutzig-grauer Schlamm ("mud") stinkend, blubbernd und aufspritzend den Besucher auf sicheren Abstand hält.

Womit wir bei den berühmtesten Sehenswürdigkeiten des Parks, den Geysiren angelangt wären, die sich größtenteils (in Luftlinie gerechnet) etwa 20-30 km westlich des Yellowstone Lake befinden.



"Old Faithful"



Die berühmteste aller Springquellen ist natürlich "Old Faithful", der "alte Getreue", der seit undenklichen Zeiten im Abstand von etwa 70 Minuten Tonnen heißen Wassers in die Höhe spuckt. Nur selten hat er in den letzten 130 Jahren, die er unter "Beobachtung" steht, seine Ausbrüche "vergessen". Der schwefelige Geruch, der dem inmitten eines grauen Steinfeldes gelegenen Schlund entspringt, hält den Besucher ab, die in sicherer Entfernung errichteten Holzplattformen zu verlassen, von denen man das immer wiederkehrende Schauspiel staunend verfolgen kann. In unmittelbarer Umgebung des Old Faithful finden sich zahlreiche, von weißen, gelben und orangefarbenen mineralischen Ablagerungen eingefasste Wasserlöcher oder Pools, die in vielen türkisfarbenen Abstufungen bedrohlich aufwachen oder nur kalt mit der Kraft des Erdinneren drohen. Mitunter liegen sie dicht nebeneinander und die Landschaft scheint nur von einer dünnen Kruste bedeckt, unter der, allzeit zum Ausbruch bereit, tödliche Schwefeldämpfe brodeln.



"Mammoth Hot Springs"

Während es im Gebiet der Geysire brodeln, dampft und stinkt, bieten die "Mammoth Hot Springs" eine eindrucksvolle, eher beschauliche Terrassenlandschaft. Das aus den Erdtiefen drückende Wasser hat in Jahrtausenden ein ausgedehntes System von Kalksinterkaskaden aufgetürmt, das je nach Mineralienbeimischung unterschiedliche Farben aufweist und sich ständig verändert.

Dann gibt es natürlich noch die unzähligen "wenig spektakulären", doch nicht weniger reizvollen Parklandschaften, in denen sich als Weiden für die freilebenden Bisonherden genutztes Offenland und bewaldete Abhänge abwechseln. Gerade diese Landschaftsmerkmale prägen den größten Teil des Parks. Es war ein Schock für alle Naturschützer und Freunde des Nationalparks, als 1988 rund 4.000 km² Waldfläche einem verheerenden Brand zum Opfer fielen. Zehn Jahre später, als wir den Park zum ersten Mal besuchten, waren die Spuren des verheerenden Brandes noch vielerorts zu entdecken, gleichzeitig aber auch das hoffnungsvolle Grün, dass sich kräftig ausbreitete und die Überlebens- und Erneuerungskraft der Natur bezeugte, wenn sie vor der oft verderblichen Einflussnahme des Menschen geschützt war.

Zum Abschluss dieser kurzen Betrachtung stellt sich natürlich noch die Frage nach den einstigen indianischen Bewohnern dieser einzigartigen Landschaft. Der Yellowstone National Park befindet sich im ehemaligen Jagdgebiet der Shoshone, die sich hier in den Sommermonaten zeitweise aufhielten, aber die exponierte Hochgebirgslage verhinderte natürlich, dass sich hier dauerhaft Menschen niederließen.

Im Herbst 1877 wurde der gerade neu gegründete Park von den Nez Percé unter Führung von Chief Joseph durchquert. Sie waren auf der Flucht vor den US-Truppen und versuchten, zunächst das Gebiet der Crow zu erreichen, ehe sie sich nach Norden in Richtung der kanadischen Grenze wandten. Damals wurden einige nichtsahnende weiße Reisende von den verzweifelten, aus ihrer Heimat vertriebenen Kriegern der Nez Percé gefangen bzw. getötet.



Blick von Osten auf die Grand Tetons.

Verlässt man den Nationalpark schließlich in südlicher Richtung, sollte man sich noch einige Minuten Zeit gönnen, das großartige Panorama der Grand Tetons wenigstens aus der Entfernung zu bewundern.

(Text und Abbildungen: R. Oeser)

Weben für das Jenseits – Drei Jahrtausende Textilkunst im alten Peru In Verbindung mit einer Dokumentation über Maria Reiche sowie Hans H. Brüning



Tuch aus Chancay, Peru (Sammlung Seepolt)

Anzeige:

Museum für Handwerkskunst Bad Münstereifel, Rupperath
Ausstellung vom 1.6.2008 – 31.7.2008 nur Sonntags
Tel. 02257-831
(Kurator: R. Seepolt, Privatmuseum; Tel./Fax 02255-1562)

In Peru begünstigten Geografie und Klima, dass feinste Baumwollgewebe und kunstvoll aus Wolle der einheimischen Kameliden gearbeitete Textilien Jahrtausende in der Wüste überdauern haben.

Der altperuanische Indianer glaubte inbrünstig an eine Wiedergeburt nach dem Tod, und die kunstvoll gefertigten Grabbeigaben schufen dafür eine materielle Voraussetzung. Die Gewebe zeigen uns kultische Darstellungen der Götter, Dämonen und der Tierwelt, die nach dem Glauben der Menschen jener Zeit existierten.

Die gewebten oder gemalten Bilder, die Zusammenstellung ihrer Farben und Motive waren für die Indianer wie Lieder und Gebete sowie der Ausdruck von Ideen, die Priesterkönige im Volke wecken und wach halten wollten.

Das Lippische Landesmuseum Detmold



Der neue Führer durch die Ausstellung ist im Buchhandel erhältlich:

Lippisches Landesmuseum Detmold. Die Schausammlungen.

München: Deutscher Kunstverlag, 2008. ISBN 978-3-422-02090-0.

Der Preis des reichhaltig und durchgehend farbig illustrierten Bandes beträgt € 12,80.

Ein für die heutige Museumslandschaft sehr wichtiger Umstand war die Tatsache, dass zum Ende der Renaissancezeit und bis hinein ins 17. Jahrhundert viele Fürsten (und davon gab es gerade in deutschen Landen eine große Zahl) ihre eigenen Kunstkammern oder Naturalienkabinette anlegten. Andere Bezeichnungen, wie Raritätenkabinett oder Kunst- und Wunderkammer zeigen deutlich, was da europaweit gesammelt wurde: eigentlich die große, weite Welt im Kleinen – und das möglichst vollständig. Neben doppelköpfigen Kälbern, Waffen, Mineralien, Tierpräparaten, Gemälden, Zeichnungen und Vasen fanden besonders Ethnographica ihren Platz in diesen Sammlungen. Heute bilden diese Sammlungen den Grundstock vieler kleiner Regionalmuseen.

Aber einige wenige dieser Sammlungen wurden so intensiv besammelt und über die Jahre immer weiter geführt, dass sie heute den Grundstock für große Sammlungen legen: diese finden sich in Wien, Stuttgart, München oder Dresden. Die erste fürstliche Kunstkammer nördlich der Alpen wurde 1553 in Wien begründet (König Ferdinand I.). Kurfürst August der Starke zog nach und um 1560 gab es auch in Dresden eine Kunstkammer – Grundlage für die heute weltberühmte Galerie Alter Meister im Zwinger oder das Grüne Gewölbe.

Aber es gab noch eine weitere wichtige Grundlage für die heutige Museumslandschaft: nach dem Ende der Napoleonischen Befreiungskriege gab es in Deutschland eine regelrechte Welle von bürgerlichen Vereins- und Institutsgründungen. In der Hoffnung auf einen deutschen Nationalstaat wurde großer Wert auf die Rückbesinnung auf die "vaterländische Geschichte" gelegt.

Am 17. Juni 1835 trafen sich in Detmold vierzig angesehene Mitglieder vor allem aus der Bürgerschaft und beschlossen die Stiftung des Naturwissenschaftlichen Vereins für das Fürstentum Lippe. Die ursprüngliche Sammlung bildet natürlich noch heute einen Teil der Sammlungen des Lippischen Landesmuseums Detmold. Genauer kann man dazu im gerade erschienenen Museumsführer nachlesen. Dieser erschien in der Reihe Museumsstück im Deutschen Kunstverlag München.

Auf 175 Seiten wird der Leser mit der Geschichte des Hauses und seiner Sammlungen bekannt gemacht. Außer-

dem werden einzelne, ausgewählte Stücke ausführlich in Wort und Bild vorgestellt. Der Umfang der Sammlungen ist mit Naturgeschichtlicher Sammlung, Völkerkundlicher Sammlung, Archäologischer Sammlung, Kunstsammlung, Münzkabinett, Möbelsammlung, Volks- und Landeskundlicher Sammlung sowie Kostüm- und Trachtensammlung sehr groß. Und in Detmold finden sich Exponate aus allen Gebieten, wie sie eigentlich in jedem größeren Stadtmuseum zu finden sind. Denn die Heimatmuseen haben beinahe ausnahmslos alles gesammelt. Die heutige Sammlung in Detmold ist jedoch sehr viel umfangreicher als vergleichbare Sammlungen und sie besitzt einige besonders wertvolle oder einzigartige Exponate, die einen Besuch in Detmold so wichtig werden lassen. Der hier besprochene Überblick über die Schausammlungen stellt nur einige wenige Exponate aus den umfangreichen Sammlungen vor. Das Buch ist ein schönes Mitbringsel vom Besuch aus Detmold oder aber eine gute Vorbereitung auf einen Besuch, denn es macht neugierig.

Uns soll an dieser Stelle vor allem die Völkerkundliche Sammlung interessieren. Denn gerade diese besitzt einige sehr schöne Exponate aus Amerika. Bereits fünf Jahre nach der Gründung wird in der Eingangsliste des Vereins eine "Friedenspeife von den Indianern am Erie-See" verzeichnet. Vor mehr als 150 Jahren war es noch üblich, dass Kaufleute oder Unternehmer (heute würden wir Manager sagen), die im Ausland unterwegs waren, zum Teil wertvolle Andenken mitbrachten. Man investierte in Sammlungen, da es damals noch nicht als notwendig erachtet wurde, zum Sparen von Steuern sein Geld im Ausland anzulegen. Häufig wurden diese Sammlungen den heimischen Museen geschenkt. Die Lippischen Sammlungen profitierten oftmals von solchen

Schenkungen. Diese waren natürlich nie nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten gesammelt worden. Denn gesammelt wurde, was gefiel oder gerade "In" war.

In Detmold kann man heute einen Teil der Sammlung Gaffron besichtigen. Eduard Gaffron (1861-1931), der spätere Leibarzt von Kaiser Wilhelm II., lebte zwischen 1892 und 1913 als praktizierender Arzt in Peru. Von dort brachte er eine umfangreiche Sammlung von peruanischen Altertümern mit nach Deutschland. Von den ca. 11.000 Objekten besitzen heute die Museen in Detmold und Leipzig den größten Teil. Andere Stücke aus der Sammlung Gaffron findet man heute im Lindenmuseum Stuttgart, in München, Basel, Berlin, Hamburg, Bremen, Chicago, New York und Bern.

Die umfangreiche Detmolder Sammlung ermöglicht eine sehr detaillierte Darstellung der präkolumbischen Kulturen Perus im Museum. Die thematisch angelegte Exposition vermittelt anhand von zum Teil sehr seltenen Exponaten einen Überblick über die Kulturentwicklung in Peru bis zur Ankunft der spanischen Eroberer. Neben Werkzeugen, Keramiken und Waffen gibt es auch einige Mumien zu besichtigen. Eine Kindermumie, sonst immer Anziehung- und Diskussionspunkt in der Detmolder Ausstellung, war auch Teil der großen Mannheimer Mumienausstellung in den Reiss-Engelhorn-Museen.

Nicht nur, weil im Jahre 2009 im Raum Detmold eine Vielzahl von Aktivitäten zur 2000-Jahr-Feier der Varusschlacht stattfinden wird, lohnt sich ein Besuch im Lippischen Landesmuseum. Wer die Alten Germanen, ägyptische Sarkophage und Nasca-Keramiken unter einem Dach sehen will, der ist in Detmold richtig. Museum und Stadt sind auf jeden Fall einen Besuch wert. (Mario Koch)

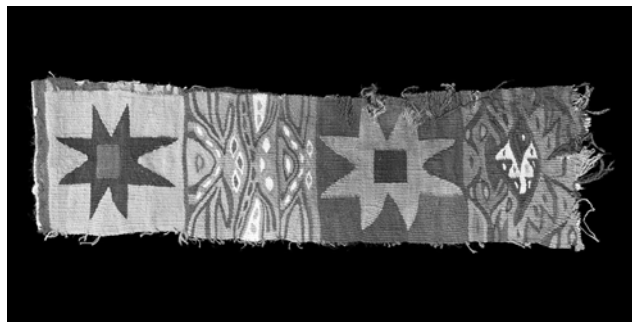
Lippisches Landesmuseum Detmold

Ameide 4
32756 Detmold

Tel. 05231/9925-0
Fax: 05231/9925-25
mail@lippisches-landesmuseum.de
www.lippisches-landesmuseum.de

In reizvoller Lage am Detmolder Burggraben liegt das größte Regionalmuseum Ostwestfalen-Lippes. Auf 5000 m² Ausstellungsfläche werden umfangreiche Sammlungen zur Ur- und Frühgeschichte, Naturkunde, Volkskunde, Landesgeschichte, Kunstgeschichte, Völkerkunde sowie Möbel- und Innenarchitektur präsentiert.

Interessante Sonderausstellungen, Vorträge, Museumsfeste, Workshops und themenbezogene Führungen ergänzen das große Angebot. Für Gruppen sind auch "Kaffeeprogramme" buchbar.



Öffnungszeiten:

Di. bis Fr. 10.00 - 18.00 Uhr, Sa. und So. 11.00 - 18.00 Uhr
Bei Führungen Einlass auch vor 10.00 Uhr möglich
Montags und am 24. und 25. Dez., 31. Dez., 1. Jan. und 1. Mai geschlossen

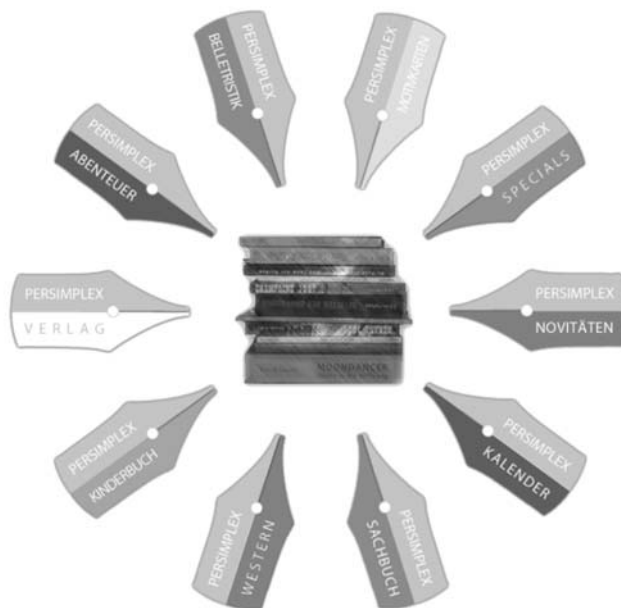
Eintrittspreise:

| | |
|---|-----------|
| Erwachsene | 3,00 Euro |
| Ermäßigter Eintritt | 1,00 Euro |
| Gruppen (ab 10 Personen) | 2,00 Euro |
| Familienkarte | 6,00 Euro |
| Schulklassen (pro Person) | 0,50 Euro |
| Geänderte Eintrittspreise bei Sonderausstellungen | |

Führungen:

Erwachsene / Schüler: 30,00 Euro

Anzeige:



PERSIMPLEX - der "ganz einfach" Verlag
Bei uns dreht sich alles um gute Bücher!

www.persimplex.de

Buchankündigung: "Klänge Altamerikas: Musikinstrumente in Kunst und Kult"

Die herausragende Sammlung präspanischer Musikinstrumente von Dieter und Evamaria Freudenberg stellt die umfangreichste ihrer Art außerhalb Amerikas dar. Auf Initiative des Sammlers erschien eine neue, reich bebilderte Monographie, für die die bedeutendste Altamerika-Musikologin der Gegenwart, Prof. Ellen Hickmann, als Autorin gewonnen werden konnte.

Die in der Monographie "Klänge Altamerikas" vorgestellten Objekte stammen aus den altamerikanischen Kulturen (z.B. der Inka und ihrer Vorgängerkulturen, der Maya und Azteken) der heutigen Länder Peru, Chile, Ecuador, Mexiko sowie Guatemala. Sie umfassen eine Zeitspanne, die von den Anfängen der Kulturen bis zu ihrer Eroberung durch die spanischen Conquistadoren reicht.

Die Autorin Prof. Ellen Hickmann, die weltweit renommierteste Forscherin auf dem Gebiet der Musikarchäologie, beschreibt und analysiert diese besondere Sammlung nicht nur nach formalen Gesichtspunkten, die Gestaltung und stilistische Einordnung betreffend. Darüber hinaus steht der mannigfaltige Gebrauch von Musikinstrumenten im Kontext von Gesang und Tanz in den altamerikanischen Kulturen im Blickpunkt.

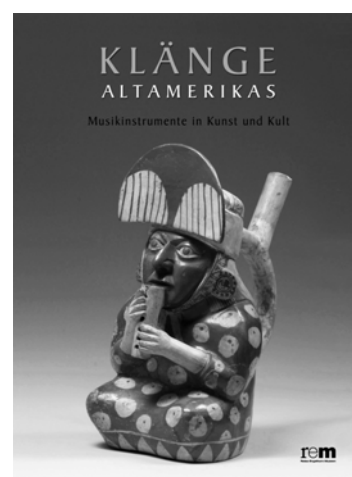
Verschiedenste Klangerlebnisse verbergen sich in den Objekten aus Keramik, Metall und Holz. Man erfährt vom zarten Klingen von Goldplättchen an Kleidung und Tonfigurinen, von den erstaunlichen Geräuschen, die ein Steinschraper hervorbringen kann, von den Klängen der Schneckenhörner und der unendlichen Vielfalt der Töne, die sich vielen verschiedenartigen Blasinstrumenten und Rasseln entlocken lassen. Dahinter stehen ausgeklügelte Klangerzeugungsmechanismen für Flöten und Pfeifen, entsprechend der Beschaffenheit der Materialien wie Knochen oder Ton. Insbesondere bei den tönernen Instrumenten fällt der Reichtum der Formen auf, der von den bekannten Panflöten bis hin zu Figuren von Göttern, Priestern, Ballspielern, aber auch Eulen, Fledermäusen, Affen, Hunden und vielem mehr reicht. Diese Vielfalt an Formen und Klängen lässt die besondere Bedeutung der Musik erahnen.

Anhand der umfassenden Betrachtung der Sammlung bringt das Buch ein Stück faszinierender Musikgeschichte näher. Gleichzeitig spricht es aber die unmittelbare sinnliche Erfahrung von Klängen an, die uns mitten in untergegangene Kulturen führen.

rem

Reiss-Engelhorn-Museen

C5 Zeughaus
68159 Mannheim
www.rem-mannheim.de



Das Buch ist an den Museumskassen der Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim zum Preis von Euro 24,90 erhältlich oder kann unter katalog.rem@mannheim.de bestellt werden (zuzügl. Versandkosten).



Der Rio de la Plata fließt durch Rom? – Der Brunnen auf der Piazza Navona in Rom



Erstaunlicherweise repräsentiert der Rio de la Plata in Rom den amerikanischen Doppelkontinent. Man kann es bewundern, wie er auf der Piazza Navona seine Wasser verströmt.

Sprechen wir zunächst über diesen Ort und die Umstände, derentwegen man dort die argentinischen, die "silbernen" Wasser brillieren sehen kann.

Die Piazza Navona wird als einer der schönsten Plätze der Welt beschrieben. So informiert man die Pilger, die nach Rom kommen, in allen Führern: er ist eine der wunderbarsten Schöpfungen des römischen Barock. Seine langgestreckte Form hängt von dem antiken Stadion des Domitian ab, das im Zeitalter der Antike an dieser Stelle entstand. Das bedeutet, dass seine Form zwei Jahrtausende lang mehr oder minder unverändert geblieben ist. Auch heißt dieser Platz bis heute den offiziellen Dokumenten zufolge Circo Agonale, nach dem lateinischen Wort *agon*, Kampf mit dem Tode. Im Mittelalter hat das Volk von Rom den Namen in den von Navona umgewandelt.

Drei Springbrunnen schmücken den Platz mit ihren Figuren und Wasserstrahlen. Zwei von ihnen wurden nach Entwürfen von Giovanni Lorenzo (Gianlorenzo) Bernini (1598-1680) gestaltet. Neapolitanischer Herkunft und schon als Kind nach Rom gekommen, entwickelte sich Bernini zum bedeutendsten Meister des italienischen Barock, zu einem berühmten Architekten und Bildhauer. Sein Werk stellte den Höhepunkt der klassischen barocken Impressionen dar. Stets ordnete er Details der plastischen Dynamik der Gebäude und Skulpturen den Ideen und allgemeinen Konzepten unter. Die Fassaden der Gebäude wurden von ihm im Verhältnis zu den Plätzen und den sie schmückenden Springbrunnen entworfen.

In den Jahren 1647 bis 1652 schuf er den zentralen Springbrunnen der Piazza Navona, genannt "Brunnen der vier Ströme". Die starke Bewegung und die Plastizität seiner Marmorfiguren sind wirkungsvoll mit den Travertinfelsen verbunden, welche die Erde symbolisieren.

In Rom gibt es viele berühmte Marmorskulpturen von Bernini. Aber die beeindruckenden Figuren dieses Brunnens wurden sicherlich von seinen Schülern geschaffen. Bernini

hatte eine Werkstatt mit vielen begabten Mitarbeitern, die er entscheidend beeinflusste.

Die Figuren stellen die vier Ströme dar, die zu jener Zeit als die bedeutendsten und repräsentativen der damals bekannten vier Kontinente galten. Das bedeutet, die Flüsse waren anthropomorphisiert, Flussgottheiten: die Donau, der Ganges, der Nil und der Rio de la Plata. Unter den Marmorfiguren oberhalb des Travertinbrunnens sprudeln die Wasser hervor.

Wir sollten nicht vergessen, dass damals noch keine Idee von einem fünften Kontinent existierte! Wir dürfen nicht vergessen, dass sich die geographischen Kenntnisse während der letzten drei Jahrhunderte sehr verändert haben! Wir würden annehmen, dass einer der anderen, viel größeren und sehr bedeutenden Ströme den amerikanischen Doppelkontinent hätte repräsentieren können. Aber weder der Mississippi noch der Amazonas war es, sondern der "Silberfluss", der Rio de la Plata.

Im 17. Jahrhundert hatte der Rio de la Plata die größte Bedeutung für die Interessen der Kolonisten aus Europa; er war bekannter als seine längeren und breiteren Rivalen, von denen man aber nur die Mündung mehr oder minder gut kannte, bei denen man jedoch die abweisende Natur an ihren Ufern und die feindlichen Indianer fürchtete. Dieselben Probleme hatte man am Rio de la Plata bereits im 16. Jahrhundert überwunden.

Mississippi und Amazonas waren für Siedler, für die an Geschäften und am Fernhandel Interessierten weniger attraktiv. Sie waren nicht repräsentativ für Amerika, um damals als Symbol für diesen Kontinent jenseits des Atlantischen Ozeans ausgewählt zu werden.

Aber man wusste auch nicht genug über jene ferne Region, in denen derjenige Strom seine Wasser in den Ozean ergießt, den man "Silberfluss" genannt hatte. Man weiß nicht genau, ob diese Bezeichnung aus seinem silbernen Glitzern abgeleitet war oder wegen der Tatsache entstand, dass die europäischen Kolonisten hofften, dort die ersehnten Reichtümer zu finden.

Als den amerikanischen Flussgott begleitendes Symbol wählte man in Rom ein Tier aus, das wirklich typisch für jene neue Welt jenseits des Atlantik ist: das Gürteltier. Man kannte es schon von den Allegorien der Amerika her, einer Frau, die oft als nackt und auf einem Gürteltier reitend dargestellt worden war. Aber weil der Bildhauer seine natürliche Form nicht gut kannte, formte er das Tier entsprechend den Eindrücken, die er aus der Betrachtung seines Panzers gewann. Solche Gürteltierpanzer als Resonanzkörper von Musikinstrumenten der Ureinwohner jenes fernen Kontinents konnte der Künstler in den Kuriositätenkabinetten römischer Adliger studieren. So versteckt sich eine – sicherlich ungewollte – Karikatur hinter dem transparenten Vorhang des herabstürzenden Wassers: das berühmte Gürteltier, aus dem Travertin geschlagen, scheint zu lächeln – über seine Betrachter?

(Ursula Thiemer-Sachse)

Ein Bericht von der Leipziger Buchmesse (13.–16.3.2008)



Blick in die Glashalle auf dem Leipziger Messegelände.



Am Stand des Persimplex-Verlages.

Die alljährlich im Frühjahr stattfindende Leipziger Buchmesse mit dem größten Lesefestival in Europa "Leipzig liest" verzeichnete auch in diesem Jahr einen Besucherrekord. Über 129.000 Besucher interessierten sich für die von den 2.345 Ausstellern präsentierten Neuerscheinungen - auch zum Thema Indianer.

So stellte der Persimplex-Verlag aus Wismar sein Programm vor, das u.a. die "Lakotaheart"-Bände von Peter Marsh und zahlreiche historische Romane aus dem Indianer- und Westerngenre beinhaltet. Alfred Wallon präsentierte seine aktuelle Neuerscheinung "Geistertanz - Wounded Knee 1890". Der Persimplex-Verlag unterstützt übrigens die Lakota Horsemanship und andere Hilfsprojekte.

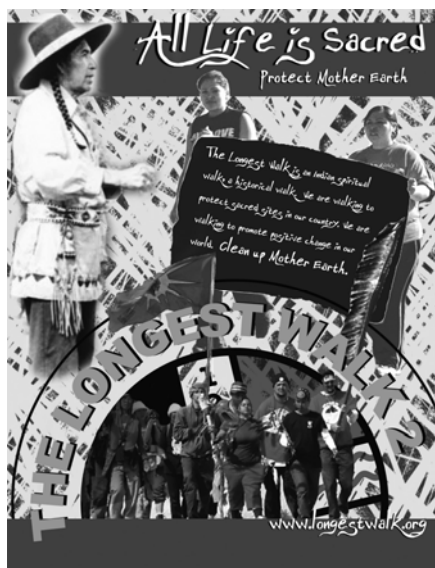
Am Stand des Verlages zog "The Franconian Flute-man", Ambros Göller, die Blicke der Besucher auf sich.

Die sanften Flötentöne, die er seinen Instrumenten entlockte, stellten einen reizvollen Kontrast zur geschäftigen Messeatmosphäre ringsherum dar und ließen viele der Besucher innehalten.

Weitere "indianische" Entdeckungen gab es mit der Thüringer Autorin Antje Babendererde und ihrem neuen Jugendroman "Die verborgene Seite des Mondes" sowie dem Sachbuch von Thomas Jeier "Das große Buch der Indianer - Die Ureinwohner Nordamerikas". Auch die Gesellschaft für Bedrohte Völker GfbV präsentierte ihre Aktionen mit einem eigenen Messestand. Diese Aufzählung ist bei weitem nicht vollständig - wer will, kann sich selbst ein Bild machen, bei der nächsten Leipziger Buchmesse vom 12.03.2009 bis 15.03.2009 (www.leipziger-buchmesse.de).

(Text & Fotos: Astrid Karsch)

"Longest Walk 2" in den USA gestartet



Vielleicht erinnert sich mancher noch an den "Longest Walk" im Jahre 1978, in dessen Verlauf sich mehrere hundert Vertreter verschiedener Indianerstämme auf einen Marsch quer durch die USA von West nach Ost begaben und in Washington die Wiederherstellung ihrer vertraglich verbrieften Rechte forderten. Damals drohte die Verabschiedung verschiedener Gesetzesvorschläge u.a. zur Auflösung der Indianerreservationen und zur Aufhebung aller mit den Indianern geschlossenen Verträge. Der Indianerrechtsbewegung gelang es, viele dieser Gesetzesvorhaben abzuwenden. Im Gegenzug konnte der American Indian Religious Freedom Act (1978) durchgesetzt werden.

Dreißig Jahre später, im Jahre 2008, sehen die Indianer ihre Rechte immer noch gefährdet. Mit einem "Longest Walk 2", der von Februar bis Juli 2008 wieder über mehr als 4.000 Meilen quer durch die USA bis nach Washington führt, machen sie auf ihre Lage und auf die fortschreitende Umweltzerstörung aufmerksam. "Unsere Botschaft lautet: 'Alles Leben ist heilig. Rettet Mutter Erde.' Wir organisieren

den Marsch für die Siebente Generation, für unsere Jugend, für den Frieden, für Gerechtigkeit, für die Heilung der Erde und für die Heilung unserer Menschen, die an Diabetes, Herzerkrankungen, Alkohol- und Drogenabhängigkeit und an anderen Krankheiten leiden." Die Teilnehmer des "Longest Walk 2" werden auf ihrem Weg auch ihren Beitrag zum Umweltschutz leisten – sie sammeln während des Marsches den an den Straßen liegenden Müll auf. Viele Städte und Gemeinden entlang des Weges begrüßen die Teilnehmer des Marsches mit Veranstaltungen, Konzerten und Gebeten für den Schutz der Umwelt.

Einer der Organisatoren des "Longest Walk" ist Dennis Banks, einer der Mitbegründer des American Indian Movement (A.I.M.). Teilnehmer des "Longest Walk 2" kommen auch aus anderen Ländern außerhalb Amerikas. Darunter befindet sich eine Gruppe buddhistischer Mönche aus Japan. Voraussichtlich am 11. Juli 2008 wird der Marsch sein Ziel Washington erreicht haben.



Offizielle Seite: www.longestwalk.com

Aktuelle Berichterstattung (Audio):

<http://www.earthcycles.net/>

(Text: Astrid Karsch; Abb.: www.longestwalk.com)

"Keine Olympischen Spiele auf gestohlenem Land!"

Während die Weltöffentlichkeit über einen Boykott der Olympischen Spiele in China diskutiert, bereitet sich Kanada bereits auf die Olympischen Winterspiele vom 12. bis 27. Februar 2010 in der Region um Vancouver, British Columbia, vor. Diese Region ist Heimat verschiedener First Nations (kanadischer Indianerstämme), teilweise noch unerschlossenes und nie an die kanadische Regierung abgetretenes Indianergebiet.

Viele kanadische Indianer sehen in den Olympischen Winterspielen 2010 eine Gelegenheit, der Welt ihre Kultur und Geschichte zu präsentieren. Die Nationen der Lil'wat, Musqueam, Squamish und Tsleil-Waututh haben sich zu den "Four Host First Nations" zusammengeschlossen, den "Vier Gastgebernden First Nations", um in Zusammenarbeit mit dem Olympischen Organisationskomitee von Vancouver "die Durchführung erfolgreicher Olympischer Spiele und die Anerkennung, Respektierung und die Präsenz der indianischen Sprachen, Traditionen, Verhaltensweisen und Kulturen bei der Planung und Durchführung der Spiele zu gewährleisten" (<http://www.fourhostfirstnations.com/>).

Diesen offiziellen Verlautbarungen gegenüber stehen verschiedene Protestbewegungen, die sich gegen eine Ausbeutung indianischen Landes und indianischer Lebensweise durch das Olympische Großereignis wehren. Schließlich finden die Olympischen Winterspiele 2010 auf einem Gebiet statt, das noch immer Gegenstand von Landstreitigkeiten zwischen der kanadischen Regierung und verschiedenen First Nations, wie den Lil'wat sowie den Squamish, ist. "Keine Spiele auf gestohlenem Land" lautet das Motto des Widerstands, der auch unterstützt wird von denen, für die die Olympischen Spielen einhergehen mit einer Zerstörung der Umwelt und sozialer Gefüge. Vertreter des "Native Youth Movement" erklärten, das Land werde mit einer Infrastruktur ausgestattet, die eine Expansion großer Unternehmen und Immobilienfirmen auf Stammesgebiet attraktiv mache. So stellte das Sun Peaks Ski Resort vor kurzem ein 284 Millionen Dollar teures Projekt fertig, welches zur Zerstörung traditionellen Stammeslandes führte – nur ein Beispiel der massiven Umweltzerstörung im Namen des

Fortschritts und der Olympischen Spiele. Zahlreiche Proteste gab es auch beim Erweiterungsbau des "Sea-to-Sky-Highways" bei Vancouver, einer riesigen Verkehrsader. Dem Straßenbau und dem Bau der Sportanlagen müssen Tausende Bäume und sogar ganze Berge weichen.

Zu den "Four Host First Nations" erklärte das "Native Youth Movement": "Diese Häuptlinge verkaufen uns, sie vertreten die Interessen des Geldes, nicht die ihrer Völker." Und weiter: "Zur Zeit halten wir an dem fest, was uns als Letztes noch geblieben ist. Das traditionelle Land der Secwepemc befindet sich auf 145.000 km² im südlichen Teil von British Columbia. Es besteht aus Bergen und Wasser. Hier leben zahlreiche wilde Tier- und Pflanzenarten. Es ist eines der letzten Gebiete der Welt, in denen es noch reines Gebirgswasser gibt...Aber dieses Land wird jetzt bedroht."

Noch vor der offiziellen Vergabe der Olympischen Winterspiele 2010 an Kanada hatten Vertreter der First Nations das Internationale Olympische Komitee gebeten, angesichts der unzähligen Menschenrechtsverletzungen an Indianern in Kanada einen anderen Ort für die Spiele auszuwählen. Diese Bitte wurde nicht erhört. Jetzt sucht der indianische Widerstand andere Wege, sich Gehör zu verschaffen. So wurden offizielle Veranstaltungen gestört, die olympische Fahne entwendet und eine Uhr beschmiert, die in Vancouver die Zeit bis zur Eröffnung der Spiele rückwärts zählen soll. Dazu noch einmal die Stimme Kanahus Pellkey (Secwepemc) vom Native Youth Movement: "Wenn Sie 'indianischer Widerstand' hören, denken Sie daran, dass wir lebendige Menschen sind. Wir sind Mütter und Tanten und Ehefrauen und Ehemänner. Wir haben ein Herz und wir sorgen uns. Das treibt uns, für das zu kämpfen, was wir haben: unser Land, das Land, das uns ernährt. Wir tragen Sorge für das Land und für unsere Kinder, für unsere Enkel und für die noch Ungeborenen. Wir lieben sie von ganzem Herzen. Deshalb tun wir das alles."

<http://no2010.com>

<http://www.2010watch.com>

<http://www.fourhostfirstnations.com/>

(Text: Astrid Karsch)



Uranabbau auf Indianerland bedroht das Grundwasser – "Ohne Wasser gibt es kein Leben"

Beschäftigt man sich mit dem Leben der Indianer in den Reservationen heute, wird man häufig konfrontiert mit Themen wie Armut, Arbeitslosigkeit, überdurchschnittlich hohen Krankheitsraten und Sterblichkeit, Alkohol- und Drogenabhängigkeit. Aber es gibt noch weitere, unsichtbare Gefahren. Unter weiten Teilen Nordamerikas lagern große Uranvorkommen, die angesichts steigender Uranpreise das Interesse der Industrie wecken.

So wird bei Crawford im Bundesstaat Nebraska, nahe der Pine Ridge Indianerreservation von South Dakota, bereits seit mehreren Jahrzehnten Uran mit der "In Situ Leach" (ISL)-Methode abgebaut. Dabei wird Uran mit Hilfe von Lösungsmitteln aus dem Gestein ausgewaschen. Übrig bleibt eine gelbe Masse ("yellow cake"). Die zum Auswaschen benutzten Flüssigkeiten werden in Gruben und Seen gelagert. Die Crow Butte Mine bei Crawford gehört der kanadischstämmigen Cameco Corporation, dem nach eigenen Angaben größten Uranproduzenten der Welt. In Crawford produziert Cameco 800.000 Pfund Uran pro Jahr. Cameco selbst bezeichnet die Nuklearkraft als "saubere, zuverlässige und preiswerte Energiequelle".

Das sehen die Navajo ganz anders. Im April 2005 unterzeichnete ihr Stammespräsident Joe Shirley, Jr. den 'Diné Natural Protection Act', ein Gesetz, das jeglichen Abbau und die Aufbereitung von Uran auf Stammesgebiet verbietet. Die Langzeitfolgen des in den 40er Jahren boomenden Uranabbaus in Window Rock auf dem Stammesgebiet der Navajo sind heute noch zu spüren. So gibt es immer noch "no-go-areas", Gebiete, die so verstrahlt sind, dass sie nicht betreten werden dürfen. Die Folgen des Uranabbaus – überdurchschnittliche Krebserkrankungen, Kindersterblichkeit, Fehlgeburten – sind so gravierend, dass die US-Regierung im Jahre 1990 den Bergleuten der Navajo eine Entschädigung zahlte.

Die Gefahr beim Uranabbau besteht vor allem in der chemischen Toxizität des Urans. Beim Zerfall von Uran entsteht u.a. Radon, ein schweres Gas, das sich in der Lunge festsetzen kann. Die beim Uranabbau und bei der weiteren Aufbereitung des Urans entstehenden Stoffe, darunter andere Edelgase und Arsen, sind verantwortlich für eine Reihe von Krankheiten, die insbesondere die Nieren, das Blut und die Knochen betreffen. Keine der ISL-Uranminen hat je die ursprüngliche Qualität des Wassers wiederherstellen können. Immer wieder gibt es Störfälle, bei denen es zu Lecks in den Leitungen und Gruben sowie zu unkontrollierten Austritten verseuchten Grubenwassers in das Grundwasser kommt.

Nun hat Crow Butte Resources als Tochterfirma der Cameco Corp. eine Erweiterung der Crow Butte Uranmine beantragt. Cameco möchte in Crow Butte weitere neun Milliarden Liter Grundwasser zum Auslösen von Uran nutzen. Das betroffene Grundwasserreservoir der High Plains ist das größte der USA und versorgt mehrere Bundesstaaten von Nebraska bis Texas sowie die Pine Ridge Reservation mit Wasser. Zum ersten Mal in der Geschichte

wurde nun vor der staatlichen Atomregulierungsbehörde Widerspruch gegen diesen Erweiterungsantrag eingelegt – von Debra White Plume (Oglala Lakota aus Pine Ridge, South Dakota), und von der nichtstaatlichen Grassroots-Bewegung 'Owe Aku' („Bring Back the Way“), von Chief Joe American Horse (Oglala Lakota), von der 'Slim Buttes Landnutzungscooperative' aus Pine Ridge, von Tom Cook vom Stamm der Mohawk aus Chadron, Nebraska sowie von Bruce MacIntosh vom 'Western Nebraska Resources Council'. Der Einspruch wird ebenfalls unterstützt von President John Steele, Stammespräsident der Oglala Lakota, dem 'International Council of Thirteen Indigenous Grandmothers' und von Winona LaDuke von der Organisation 'Honor the Earth'. Weitere Organisationen wie z.B. die 'Defenders of the Black Hills', deren Gründerin Charmaine White Face im Jahr 2007 mit dem Nuclear-Free Future Award ausgezeichnet wurde, kämpfen seit langem gegen die Umweltzerstörung der Region.

Neben der Gefährdung des Grundwassers wird auf die mögliche Verbindung zwischen dem Uranabbau und den steigenden Krankheits- und Mortalitätsraten in der Pine Ridge Reservation hingewiesen. Hier häufen sich die Anzahl der Fehl- und Missgeburten sowie die Raten bei Krebs- und Nierenerkrankungen. Durch die Nutzung des Grundwassers für den Uranabbau werden die grundlegenden und vertraglich verbrieften Rechte der Lakota verletzt – die Jagd- und Fischereirechte, aber auch das Recht, sauberes und reines Wasser bei der Ausübung der religiösen Zeremonien zu benutzen. Bereits jetzt werden pro Minute 34.000 Liter sauberen Grundwassers durch die Leitungen der Crow Butte Uranmine geführt und nach dem Auswaschprozess des Urans wieder in den Grundwasserspeicher zurückgeleitet – mit "lediglich geringen" Rückständen von Uran und Arsen.

Die Anhörung zur Erweiterung der Crow Butte Uranmine fand am 16. Januar 2008 vor einem Gremium der Atomregulierungsbehörde der USA statt. Eine Entscheidung der Behörde zu eventuellen Auflagen für die Crow Butte Uranmine steht noch aus.

<http://www.uraniumisnotmyfriend.org/home>

<http://www.savecrowbutte.org/>

<http://www.bringbacktheway.com/>

<http://www.defendblackhills.org>,

<http://environmentalnightmares.blogspot.com/>

<http://www.mining-law-reform.info/Urgency.htm>

<http://www.sric.org/>

Deutschsprachige Informationen u.a.:

<http://www.nuclear-free.com/deutsch/whiteface.htm>

<http://www.lakota-village.de/>

<http://www.fourhostfirstnations.com/>

(Text: Astrid Karsch)



Kein Platz für wilde Tiere: Beispiel "Yellowstone Nationalpark"

Montana, Wyoming, Idaho: In dieser Saison wurden bereits mehr Bisons getötet als jemals zuvor seit dem 19. Jahrhundert. Bisons und Wölfe im Yellowstone-Park sind und bleiben weiterhin geschützt. Aber wenn sie die Grenzen des Parks überschreiten und außerhalb des Parks herumstreifen, dürfen sie geschossen werden. Sie haben die mächtige Lobby der Rancher gegen sich.

Im Winter 1996/97 kam es schon einmal zu einem Massenmord an Bisons, fast 1000 Tiere – damals 1/3 der Herde – wurde getötet. In diesem Winter 2007/08 erreichten die Tötungen einen traurigen Höchststand, 1527 (Stand 15.4.2008) der sanften Riesen kamen ums Leben. Sie werden zusammen getrieben, in automatischen Fangeinrichtungen gefangen - von Jägern erschossen oder vom Park Service in Schlachthäuser abtransportiert. Die offizielle Begründung für die Tötung der Tiere ist die Angst vor der Übertragung von Brucellosis auf Rinder, diese wurde jedoch noch nie nachgewiesen. Nördlich des Yellowstone Parks werden weniger als 200 Rinder gehalten und westlich gibt es überhaupt keine Rinder.



Die nun wieder auf ca. 3.000 geschrumpfte Anzahl der Yellowstone-Bisons sind die einzigen noch frei lebenden Bisons in Nordamerika. Sie sind von ihrer Genetik und ihrem Verhalten her einmalig, folgen in ihrer Bewegung immer noch ihren ursprünglichen Instinkten, leider führen sie diese auch immer wieder auf die alten Bisonpfade außerhalb des Parks.

Viele Bisonzüchter wollen seit Jahrzehnten die "überzähligen" Bisons abnehmen, leider ohne Erfolg, dabei wäre es wichtig, die reinen Gene zu verbreiten. Die aus Freiwilligen bestehende "Buffalo Field Campaign" ist seit Jahrzehnten vor Ort, um das Abschichten der Yellowstone-Bisons zu verhindern, mit Aktionen aufmerksam zumachen und möglichst alles zu dokumentieren.



"Bison-Workshop": Schüler der Valentin-Traudt-Gesamtschule aus Großalmerode/Hessen.

Häuptling Arvol Looking Horse hat am 15.4.2008 in Montana eine "Spirit Releasing"-Zeremonie für die seit der letzten Zeremonie 1997 getöteten Bisons durchgeführt. Er sagte u.a.: "Viele Menschen sind besorgt über die Art und Weise, wie diese Bisons sterben mussten. Wir wissen, dass diese Bisons als letzte Vertreter ihrer Art den ursprünglichen Bisonrouten folgen, dem Teil ihrer Pfade, der ihnen noch geblieben ist. Sie sind das Zeichen für die Verbindung unseres Wohlergehens mit einem Leben in Harmonie."

Auch die Jagd auf die Yellowstone-Wölfe hat begonnen! Erst 1995/96 in einem auf der Welt einmaligen Versuch wieder angesiedelt, sind nun offiziell 13 Wölfe (Stand 15.4.2008) geschossen worden, die Abschussmeldungen sind freiwillig - es muss daher davon ausgegangen werden, dass die Anzahl viel höher ist. Der Bestand soll um 80% reduziert werden, das würde das Todesurteil für 1200 Wölfe bedeuten.

Kann es so weitergehen? "Yellowstone" ist Weltkulturerbe, sollte also eigentlich Vorbild sein und den Tieren Schutz auch außerhalb der Grenzen bieten. Früher lebten 60.000.000 wilde Bisons in Nordamerika, heute sollen es nur noch 3000 sein...!? Geben Sie den Wölfen und den Bisons eine Stimme! Infos, Unterstützungs- und Protestmöglichkeiten finden Sie unter folgenden Links:

Wölfe & Bisons: <http://www.yellowstone-wolf.de>
 Bisons: www.buffalofieldcampaign.org
 News: www.indianernachrichten.de.vu

Bilder: Frank Langer
 Text: Frank Langer / Quelle o.g. Links
 s. auch AIR2/2006 & AIR1/2007

Bücherbasar zugunsten des "Projekt Regenzeit e.V. (in AmerIndian Research 04/2007):

Ein Leser unserer Zeitschrift hat Interesse an einigen der im Heft 4/2007 angebotenen Bücher bekundet und uns - großzügig aufgerundet - 50,00 € überwiesen, die wir ohne Porto- oder Versandabzüge an den Verein "Projekt Regenzeit e.V." weitergereicht haben.
 (Redaktion AmerIndian Research)



Rezensionen



Thomas Jeier:
Das große Buch der Indianer. Die Ureinwohner Nordamerikas.

Wien: Verlag Carl Ueberreuter, 2008.
ISBN 978-3-8000-1596-2,
304 Seiten, Hardcover, über 350
meist historische Fotos, € 24,95.

Thomas Jeier hat mit diesem Buch eine textlich umfangreiche und informative, aber auch stilvoll bebilderte Darstellung der Indianer Nordamerikas vorgelegt.

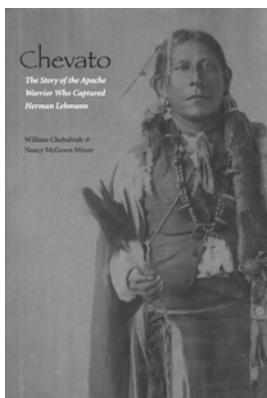
Als einführendes Kapital wird die frühe Geschichte der Indianer Nordamerikas geschildert, dann werden die so genannten Kulturareale nacheinander vorgestellt und schließlich ein umfangreicher historischer Ausblick in Gegenwart und Zukunft geboten. Dieser ausgedehnte zeitliche Rahmen macht die Arbeit besonders lesenswert.

Neben materieller Kultur und Geschichte finden auch die gesellschaftlichen Verhältnisse eine ausführliche Beachtung. So wird die Rolle der Frau in der indianischen Gesellschaft ebenso diskutiert, wie die Differenzierung in arme und wohlhabende Stammesmitglieder. Das trifft auch auf die vielen Aspekte geistiger Kultur und des traditionellen Brauchtums zu.

Sehr informativ sind zwischengeschobene Rahmen, in denen bestimmte Themen dargestellt werden. Es werden historische Ereignisse und Personen genauer vorgestellt. Hier kommen auch immer wieder heutige Indianer zu Wort, denen der Autor auf seinen zahlreichen Reisen begegnet ist, und legen Ihre Sichtweisen dar.

Das Buch weist eine klare Gliederung sowie ein Personenregister auf, doch hätte ein umfangreicher Stichwort-Index den Gebrauchswert als Nachschlagewerk wahrscheinlich noch verbessern können.

RO



William Chebahtah & Nancy McGown Minor:
Chevato. The Story of the Apache Warrior Who Captured Herman Lehmann.

Lincoln and London: University of Nebraska Press, 2007.
ISBN 978-0-8032-1097-4,
276 Seiten, gebunden, Karten, SW-Fotos, \$ 40,00. (in engl. Sprache)

In diesem Buch wird die Biografie des Lipan-Apache Chevato (1852-1931) aufgrund mündlicher und (spärlicher) schriftlicher Überlieferungen geschildert. Es ist sein Enkel William Chebahtah, der einen umfassenden Einblick in die Lebensgeschichte seines Großvaters gestattet. Den Hintergrund der persönlichen Erlebnisse bildet dabei eine umfangreiche Darstellung der Kultur und Geschichte der mit den Mescalero eng verbundenen Lipan-Apache.

Chevato wurde auf der mexikanischen Seite der Grenze unter Lipan geboren, verbrachte dann aber viele Jahre unter Mescalero-Apache und Comanche.

Das Buch schildert auch die wechselhaften und nicht immer freundlichen Beziehungen zwischen den verschiedenen Apachegruppen und ihr Verhältnis zu den meist feindlichen Comanche. Trotz der traditionellen Feindseligkeit zwischen Comanche und Apache – erstere hatten die Apachegruppen schließlich aus den südlichen Plains in unwirtliche südwestliche Gebiete abgedrängt – finden sich mehrere Schilderungen, in denen Apache und Comanche gemeinsam Überfälle organisierten.

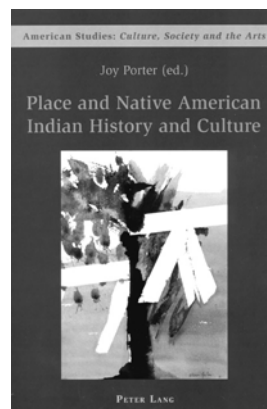
Die familiären Überlieferungen fanden durch die Erinnerungen von Herman Lehmann, einem jugendlichen deutscher Abstammung, der 1870 von ihnen entführt wurde, ihre Bestätigung. Lehmann verbrachte mehrere Jahre unter den Apache und Comanche, wobei Chevato ihm das Leben rettete und ihm die Eingliederung in die Gemeinschaft der Apache erleichterte.

Gemeinsam mit Lehmann siedelte Chevato dann zu den Comanche über, wo er engen Kontakt zum Häuptling Quanah Parker hatte. Chevato scheint maßgeblich an der Einführung von Peyote-Zeremonien in Oklahoma beteiligt gewesen zu sein.

In den 1880er Jahren diente Chevato als Scout für die Armee und traf mit Geronimo und anderen bekannten Anführern zusammen. Schließlich wird sein Lebensweg bis etwa 1900 akribisch verfolgt und durch Dokumente belegt.

Als Anhang folgen Listen und Übersichten, die die familiäre Situation Chevatos und seiner Nachkommen bis zur Gegenwart veranschaulichen. Das Buch erlaubt am Beispiel eines Einzelschicksals deutliche Einblicke in das wechselvolle Schicksal der Apache in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, zeigt ihre Lebenswelt, ihre Religion und exemplarisch den Übergang zum Leben in der Reservation.

RO



Joy Porter (ed.):
Place and Native American Indian History and Culture.

American Studies: Culture, Society and the Arts.
Bern: Peter Lang AG International Academic Publishers, 2007.
ISBN 978-3-03911-049-0,
394 Seiten, Pb, mehrere SW-Fotos, ca. € 74,00. (in engl. Sprache)

Welche Bedeutung hat der Begriff "Platz" in der indianischen Geschichte und Lebenswelt? Dieses Thema war Inhalt einer Konferenz, die 2006 unter internationaler Beteiligung an der Universität von Wales, Swansea (UK), stattfand.

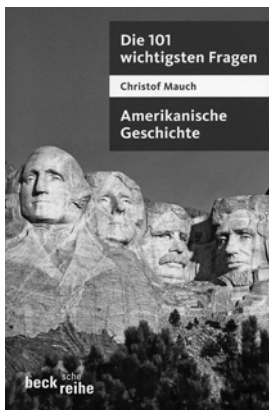
Das Wort "Platz" ist dabei nicht nur im engen geografischen Sinn als begrenzter Lebensraum zu verstehen, sondern auch im übertragenen, ideellen Sinn. Welchen "Platz" – geografisch und hinsichtlich ihres kulturellen Selbstverständnisses – nahmen die Indianer (Nordamerikas) ursprünglich ein und wie hat sich diese Sicht gewandelt? "Platz" als mythischer Ursprungsort, als historischer Lebensraum, heutige Position in der Gesellschaft usw.

Das Buch setzt sich aus knapp 20 Beiträgen zusammen, die während der Konferenz vorgetragen wurden und das Thema von verschiedenen Seiten beleuchteten und erklärten.

Die Themenwahl scheint kontrovers: Es wird – sinngemäß – nachgefragt, wem das Schlachtfeld am Little Big Horn im mentalen Sinn eigentlich "gehört", die Sandmalereien der Navajo werden in den Kontext der Fragestellung des Kongresses gestellt, beispielhaft an den Delaware die Frage der "Platz"-Veränderung im Rahmen von Stammesumsiedelungen diskutiert, San Francisco als Beispiel einer "urbanen Reservation" untersucht usw. Interessant ist auch der Beitrag über das (relativ) neue National Museum of the American Indian an der Mall in Washington. Das "besondere" museale Konzept dieses Museums, das sowohl Zustimmung als auch vielfache Kritik hervorrief, wird hinsichtlich der ihm zugrunde liegenden konzeptionellen Ideen betrachtet.

Das Buch, als Extrakt und Resonanz des Kongresses in Swansea, ist durch seine vielfältigen Blickwinkel und Perspektiven eine interessante und empfehlenswerte, jedoch nicht durchweg leicht lesbare Lektüre.

RO



Christof Mauch:
Die 101 wichtigsten Fragen. Amerikanische Geschichte.
 beck'sche Reihe 1772, München: Beck, 2008.
 ISBN 978-3-406-54800-0,
 176 Seiten, Pb, € 9,95.

Welches sind die am häufigsten gestellten Fragen zur amerikanischen Geschichte? Wer diese Frage beantworten muss, braucht bei den ersten Fragen sicher nicht lange zu überlegen – aber viel schwieriger wird es dann schon bei der Beantwortung dieser oft kniffligen Fragen. Denn wer kann schon auf Anhieb solche Fragen beantworten, wie: "Wer war der erste Amerikaner?", "Wer war Uncle Sam?", "Was ist ein Yankee?" oder "Was war der NEW DEAL?"

Christof Mauch, von 2002 bis 2006 Direktor des Deutschen Historischen Instituts in Washington, kennt sich in Amerika und mit der amerikanischen Geschichte bestens aus. Und dieses kleine Buch, das er einem gespannten Publikum vorlegt, dürfte sich zu einem Renner entwickeln. Denn das Interesse an den USA ist hierzulande groß und die Fragen, die der Autor ausgesucht hat, sind nicht für den Fachmann ausgesucht, der sich an ihnen sicher nicht die Zähne ausbeißt. Aber sie sind für ein breites Publikum ausgesucht. Es sind Fragen, die bestimmt interessieren und sie sind kurz und knapp beantwortet – und verständlich noch dazu. Man kann dieses Buch wie ein normales Buch von vorne nach hinten lesen und wird sein Vergnügen daran haben. Man kann aber auch mithilfe des Inhaltsverzeichnisses hin und her springen und wird immer wieder auf eine interessante Frage stoßen. Und sollte man doch einmal auf eine Frage stoßen, die einen nicht interessiert – dann geht man einfach zur nächsten.

Dieses Buch kann man immer wieder in die Hand nehmen. Es ist eine kurzweilige Lektüre, geeignet für Bahnfahrten oder für die letzten fünf Minuten kurz vor dem Einschlafen – allerdings kann es passieren, dass man dann doch noch die eine oder andere Seite mehr liest, denn bei den präzisen und knappen Antworten merkt man gar nicht, wie die Zeit vergeht. Beim Lesen erfährt man viele Einzelheiten, die in den dicken Geschichtsbüchern nie vorkommen, die aber das Verständnis der US-amerikanischen Mentalität erleichtern. Einziges Manko des Buches sind die fehlenden Bilder – aber dann hätte man wieder einen dicken Wälzer in der Hand gehabt ...

MK



Sebastian Voigt:
Die Dialektik von Einheit und Differenz. Über Ursprung und Geltung des Pluralismusprinzips in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Berlin: trafo Verlagsgruppe, 2007.
 ISBN 978-3-89626-716-0,
 214 Seiten, Pb, € 22,80.

Das Buch, abgeleitet von der Masterarbeit des Autors, stellt die Frage nach Pluralismus und religiöser und politischer Toleranz in den USA. Ausgangspunkt ist die Frage, wie die USA bis in die Gegenwart eine bemerkenswerte Integrationsleistung vollbringen konnten, so dass z.B. noch heute (2003) in den USA über 30 Millionen im Ausland geborene Bürger leben. Kritisch merkt der Autor aber auch die Existenz von 11-12 Millionen "illegalen" Bewohnern, (meist Latinos) an, die in den USA ihre einzige Heimat gefunden haben und dauerhaft hier wohnen. Er legt auch mit Blick auf die Native Americans und die schwarzen Amerikaner dar, dass wir es hier mit keiner perfekten Gesellschaft zu tun haben.

Voigt erkennt in der seit der Kolonisation praktizierten religiösen Freiheit, für die das weite Land aber auch günstige Bedingungen bot, den Ausgangspunkt für die amerikanische Pluralismusfrage. Das Nebeneinander verschiedener Meinungen und praktizierter Religionsfreiheit begann schon im 17. Jahrhundert, wofür als Beispiele Roger Williams in Rhode Island und William Penn für Pennsylvania angeführt werden.

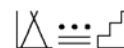
Die sogenannte Amerikanische Revolution (der Unabhängigkeitskrieg und die Folgejahre) hatte keine Umwälzung der Gesellschaftsordnung und Austausch der Eigentumsverhältnisse zur Folge, sondern fixierte die Trennung von Staat und Kirche und führte zu einer Verfassung, die als Grundprinzip den Schutz der Rechte und Freiheiten der Regierten gegenüber den Regierenden beinhaltete. Dieses in den USA verwirklichte Prinzip der persönlichen Freiheit des Arbeiters und eine vergleichsweise bessere Lage als die seines deutschen "Kollegen" führte im 19. Jahrhundert, als Europa von Revolutionen und Klassenkämpfen erschüttert wurde, dazu, dass Klassenkämpfe in Amerika nicht auf eine gesellschaftliche Umwälzung, sondern "nur" auf eine Verbesserung der Lebensbedingungen zielten. Vormalig in Europa als Revolutionäre Verfolgte, passten sich als Einwanderer rasch an die amerikanischen Gegebenheiten an. Voigt untersucht diesen Aspekt insbesondere anhand deutscher Auswanderer, die sich plötzlich einer politischen und religiösen Freiheit ungeahnten Ausmaßes, aber auch starken ökonomischen Zwänge ausgesetzt fanden

Das Problem der Negerklaverei und ihre Abschaffung in der Mitte des 19. Jahrhunderts wird ausführlich dargestellt.

Schließlich folgt, umfassend abgehandelt, die jüdische Einwanderung und ihre Einbeziehung in die amerikanische Gesellschaft.

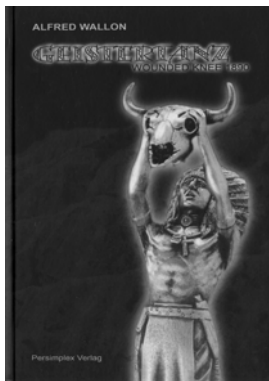
Die Juden, in ganz Europa schon seit dem Mittelalter immer wieder sporadisch verfolgt und diskriminiert, sind seit dem 17. Jahrhundert in Nordamerika präsent und fügten sich ohne Verfolgung und Diskriminierung problemlos in das politische und ökonomische System ein. Da die Juden in Europa vom Landerwerb ausgeschlossen waren und überwiegend als Händler und im Finanzbereich tätig sein mussten, bot diese Ausrichtung gerade in den USA günstige Entwicklungschancen. Nicht zuletzt ihren Interventionen war zu danken, dass die Verfassungen der USA wie auch der Einzelstaaten glaubensneutral konzipiert wurden.

Angelegt als historische Analyse der Verhältnisse in den USA, ist das Buch auch eine aufschlussreiche und richtungweisende Lektüre für den "Europäer" der Gegenwart, der sich zunehmend mit den Problemen der Migration, Integration und Assimilation



nicht europäisch geprägter Menschen in "unsere" Gesellschaft konfrontiert sieht.

RO



Alfred Wallon:
Geistertanz.
Wismar: Persimplex Verlag 2008.
ISBN 978-3-940528-10-0,
Roman, 201 Seiten, Hardcover, €
22,60.

Der Autor beweist mit seinem im Western-Stil geschriebenen Roman über die Ereignisse, die 1890 zum Massaker von Wounded Knee geführt haben, dass sich Fiktion und Historie in spannender Weise verknüpfen lassen.

Beobachter der Ereignisse und gleichzeitig Hauptdarsteller des Romans ist der weiße Armeescout Matt Devlin, der Zeuge wird, wie die inzwischen in der Reservation lebenden Lakota von einem Geflecht von Geschäftemachern um die vertraglich zugesicherten Essenrationen und Warenlieferungen betrogen werden und sich der neuen Religion, dem Geistertanz zuwenden. Er erkennt früh die Gefahr für den Frieden und die Aussichtslosigkeit der Indianer im Falle kriegerischer Auseinandersetzungen, doch kann er weder die Ermordung des Häuptlings Sitting Bull, noch den Tod zahlreicher Lakota am Wounded Knee verhindern.

Alfred Wallon gelingt es mit Geschick, die Handlungsmotive der historischen bzw. Romanfiguren sowohl auf Seiten der Indianer, als auch bei den Weißen zu zeichnen und entgeht damit der klischeehaften Darstellung "guter Indianer" – "böser Weißer".

Eine unterhaltsam geschriebene, durch die Anlehnung an tatsächliche Begebenheiten aber auch informative, tragische Geschichte.

RO



Andreas Fuls: **Die astronomische Datierung der klassischen Mayakultur (500 - 1100 n. Chr.). Implikationen einer um 208 Jahre verschobenen Mayachronologie.**
Hamburg - Norderstedt: Books on Demand GmbH, 2007. 264 Seiten,
€ 49,00 ISBN: 9783837005493

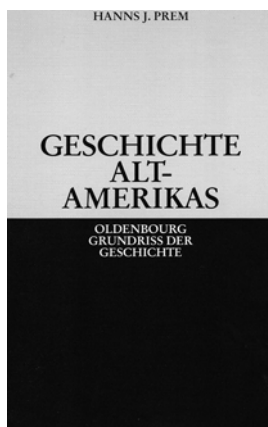
Die Korrelation des Maya-Kalenders mit dem unseren ist für die Erforschung der mesoamerikanischen Kulturen seit mehr als hundert Jahren eine spannende Frage gewesen. Denn die in sich selbst gegebene Genauigkeit der Langen Zählung, d. h. der Zählung der Tage von einem mythischen Anfangsdatum vor mehr als 5000 Jahren an, macht es möglich, mit Maya-Daten versehene Monumente und Dokumente unterschiedlichster Art in eine auf den Tag genaue relative Chronologie zueinander einzupassen. Dadurch nun ist es auch möglich, eine Abfolge historischer Ereignisse in der Klassischen Mayakultur zu erkennen, und es bietet sich an, die sie umgebenden Kulturen Mesoamerikas in ihrem Wechselverhältnis dazu einzubeziehen. Bisher ging die Korrelation zum europäischen

Kalender (dem Julianischen vor der Kalenderreform, die unter Papst Gregor XIII 1582 erfolgte) von Daten aus, die in frühkolonialzeitlichen Dokumenten Ereignisse fixierten. Die unter Maya-Forschern übliche Korrelation ist die GMT (nach den Forschern Goodman, Martínez und Thompson), eine Korrelation, die andere Umrechnungsangebote verdrängt hat. Nun hat Fuls diese gebräuchlichste Korrelation infrage gestellt. Er geht von einer ganz anderen Idee aus und hat diese – Computer-gestützt – umgesetzt: er hat festgestellt, dass es ein astronomisches Ereignis herausragender Bedeutung der Verbindung besonderer Konstellationen von Sonne, Mond und Venus gibt, das im Zeitraum der Benutzung der Langen Rechnung bei den Maya nachweisbar ist und es ermöglicht, die Maya-Kalenderrechnung im Sinne einer absoluten Datierung dort einzuhängen. Ein kanadischer Wissenschaftler gelangte zum gleichen Ergebnis. Die dafür notwendigen astronomischen Beobachtungen und Berechnungen sind im hier vorliegenden Buch nunmehr der Öffentlichkeit zur Kenntnis gegeben worden und seien dem interessierten Leser zur Lektüre empfohlen. Es handelt sich bei Fuls' Buch um die Publikation seiner Dissertation, in der er auf die Forschungsgeschichte ebenso detailliert eingeht wie auf die Masa-Astronomie, um sich dann der Berechnung von astronomischen Daten und der Suche nach der astronomischen Korrelation zuzuwenden.

Die Ergebnisse sind beeindruckend und kommen einer "Palastrevolution" gleich. Denn daraus ergibt sich, dass alle in der Langen Zählung der Maya existierenden Daten um 208 Jahre jünger sind als mittels der GMT-Methode bisher angenommen und in allen Veröffentlichungen, Buchpublikationen und verbalen Äußerungen auf Kongressen angegeben. Die konventionelle Umrechnung müsste fallen gelassen werden. Aber wer trennt sich schon gerne von Althergebrachtem? Wer würde zugeben, dass alles bisher "absolut Datierter" so viel jünger ist? Wäre es älter, nun, dann wäre man bei dem allgemeinen Trend, archäologische Funde im Sinne ihres "höheren Alters" aufzuwerten, sicher eher zu begeistern!

Was aber bedeutet die von Fuls und seinem kanadischen Kollegen vermittelte Erkenntnis, die den Mesoamerikanisten, vor allem den Mayisten, eine neues Nachdenken über die gesamte mesoamerikanische Kulturentwicklung ermöglichen sollte? Sofern man andere, nicht so genaue Datierungen hat – wie mit der geologischen oder auch mit der Radiokarbonmethode erzielte –, die einem bisher nicht weiterhelfen konnten, mögen sich manche Rätsel in der Korrelation der vorspanischen Kulturen Mesoamerikas untereinander nun theoretisch lösen lassen. Besonders interessant ist die Entwicklung der Mayakultur auf der Halbinsel Yucatán nach der Klassischen Zeit samt dem Einfluss der toltekischen Kunst und Kultur, wie sie besonders in Chichén Itzá sichtbar wird, wenn sich die gesamte Entwicklungszeit bis zur spanischen Eroberung um rund 200 Jahre verkürzt. Auch die Beziehungen der Klassischen Mayakultur mit der von Teotihuacan oder die Frage des Übergangs von der sogenannten Klassischen zur Postklassischen Periode in Mesoamerika stehen damit zur Diskussion; Fuls bemüht sich in seinen "Implikationen einer neuen Chronologie" um eine erste Stellungnahme. In der Hoffnung, dass sich die etablierte Wissenschaft mit den Ergebnissen anfreunden kann, die eine Korrelation auf Grund astronomischer Erkenntnisse ermöglicht, soll hier Fuls für seine Bemühungen gratuliert und für seinen weiteren Kampf um die Akzeptanz Mut gemacht werden! Die Konvention liebt "Palastrevolutionen" nicht! Aber die wissenschaftliche Erkenntnis über die Vergangenheit kann durch solche im ersten Moment einfach erscheinende Frage wie die der Korrelation im Sinne einer absoluten Datierung einen wichtigen Impuls erhalten. Wie schwierig die Beweisführung jedoch gewesen ist, kann man in dem nun vorliegenden Buch nachlesen. Ihre Annahme und Umsetzung ist ein wichtiger Schritt in die weitere wissenschaftliche Zukunft.

UTS



Hanns J. Prem:
Geschichte Altamerikas.
 Oldenbourg Grundriss der Geschichte.
 Band 23.
 München: R. Oldenbourg Verlag,
 2008.
 ISBN 978-3-486-53032-2,
 382 Seiten, Pb, € 34,80.

In einer Zeit, wo gerade solche Disziplinen wie die Altamerikanistik durch massive Budgetkürzungen und Stellenstreichungen zunehmend immer mehr an den Rand gedrängt werden, erscheint es auf den ersten Blick wirtschaftlich wenig sinnvoll, die "Geschichte Altamerikas" in einer Neuauflage herauszubringen. Trotzdem hat sich der Verfasser die Mühe gemacht, sein 1989 erschienenes Buch zu überarbeiten und der Verlag verdient ein großes Lob, diese Neufassung auf den Markt zu bringen.

Bedenkt man, dass gerade die Erforschung der Kulturen Altamerikas seit Jahren eine starke Intensivierung erfährt und auch deutsche Forscher wie Markus Reindel (Bonn) in Palpa (Peru) oder Peter Fuchs (Berlin) in (Casma-Tal; Peru) wichtige und weltweit beachtete Forschungsergebnisse vorstellen konnten, dann wird verständlich, dass sich Verlag und Autor – im Gegensatz zu staatlichen Stellen – der Verantwortung stellen und allen Lernenden und Interessierten ein aktuelles Lehrbuch präsentieren.

Gerade in Zeiten der Globalisierung, wo man damit rechnen muss, dass bald auch Lateinamerika eine weit bedeutendere Rolle im internationalen Wirtschaftssystem einnehmen wird, sollte sich ein Staat wie Deutschland auch in der Ausbildung seiner Akademiker auf diese Situation vorbereiten. Denn wie sagte doch ein bekannter sowjetischer Politiker: "Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben..."

Natürlich richtet sich das Buch wie alle Bände der Reihe "Grundriss der Geschichte" vor allem an Studierende und Lehrer für Geschichte. Aber gerade sein Überblickscharakter und die immense Vielfalt an Informationen auf relativ kleinem Raum macht es auch für den interessierten Laien zu einer wichtigen Literatur. Und – im Gegensatz zu den meisten wichtigen Standardwerken ist dieses Buch in deutsch geschrieben, wodurch auch der Laie, der nicht unbedingt Spanisch oder Englisch fließend lesen kann, in den Genuss der aktuellen Wissensgrundlagen kommt.

Das Buch gliedert sich in drei abgeschlossene Teile: eine Überblicksdarstellung, einen Teil zu Grundproblemen und Tendenzen der Forschung und einen Teil der Quellen und Literatur vorstellt.

Die Überblicksdarstellung umfasst knapp 100 Seiten und beschränkt sich auf ausgewählte Kulturen Mesoamerikas (Olmeken, Teotihuacan, Oaxaca, Tula, Yucatán und Zentral-Mexiko mit den Azteken) und des Andenraums (Chavín, Inka). Diese Beschränkung wird sicher nicht von allen Lesern mit Begeisterung aufgenommen, fehlen doch zum Beispiel die Kulturen auf dem Territorium des heutigen Kolumbien völlig. Aber man muss auch die Zielsetzung dieses Lehrbuches sehen und bedenken, dass eine vollständige Darstellung in einem Band gar keinen Platz gefunden hätte!

Kurze Inhaltsverweise am Rand des Textes machen die Suche nach einem bestimmten Thema sehr einfach und dienen der Zielstellung des Werkes als Lehrbuch.

Den umfangreichsten Teil nimmt der zweite Abschnitt über Grundprobleme und Tendenzen der Forschung ein. Eine Orientierung, die Sinn macht, denn gerade für den ersten Teil gibt es genügend Literatur zum weiterführenden Studium. Das ist für die theoretischen Grundlagen nicht so. Deshalb kommt diesem zweiten

Teil auch eine große Bedeutung zu. Der Autor, der seit Jahrzehnten in Forschung und Lehre tätig ist, versteht es, den Leser mit der Problematik vertraut zu machen. Günstig ist der jeweilige Hinweis im Text auf die im dritten Teil vorgestellte Literatur. Da diese durchgehend nummeriert ist, kann im Text recht einfach auf das jeweilige Buch verwiesen werden.

Allerdings ist diese Literaturliste nicht gemäß der Zielstellung des Bandes aufgelistet. Einiges an deutschsprachiger Literatur lässt sich nicht finden. Statt dessen wird auf die Originaltexte verwiesen. Das ist zwar wissenschaftlich exakt. Aber gerade ein Lehrer, der sich zusätzlich informieren möchte und des Spanischen nicht mächtig ist oder ein interessierter Laie mit dem selben Problem, kann mit dem Hinweis auf die Originalliteratur nichts anfangen. So wären Hinweise auf Garcilaso de la Vega, dessen Originalversion in deutschen Bibliotheken nur beschränkt zugänglich ist, der aber bereits 1983 in einer deutschen Übersetzung erschien oder auf Felipe Guamán Poma de Ayala, dessen "Nueva Corónica" erst 2005 in deutscher Übersetzung auf CD erschien und eine Faksimileausgabe enthält, für deutsche Leser nützlich.

Natürlich ist es gerade bei einer Literaturliste leicht, fehlende Titel zu finden und wir wollen hier nur darauf hinweisen, dass es neben der verzeichneten Literatur noch einiges mehr, eben auch auf deutsch gibt. Trotz der 1416 verzeichneten Titel gibt es also für den Interessenten noch viel mehr Literatur zur Auswahl.

Der Anhang enthält mehrere Zeittafeln, die einen Überblick über die chronologische Entwicklung einzelner Regionen geben, einige Genealogien (Inka und Mayaherrscher) sowie Karten des Inkareiches, des Aztekischen Reiches, von Tenochtitlan, Zentral-Mexiko und Yucatán.

Gerade wegen des zweiten Teils über Grundprobleme und Tendenzen der Forschung ist dieses Buch für alle Interessenten, denen die englisch- und spanischsprachige Fachliteratur verwehrt bleibt, eine wichtige Grundlage für die Beschäftigung mit den Kulturen Altamerikas.

Der Verlag plant übrigens einen weiteren Band über die Kolonialzeit Amerikas. MK



Jens S. Rohark Bartusch:
Poopol Wuuj. Das Heilige Buch des Rates der K'ichee'-Maya von Guatemala.

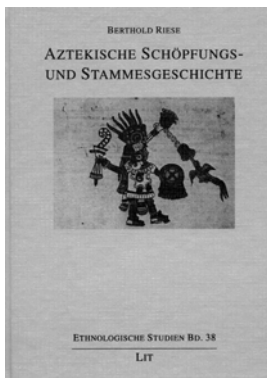
Magdeburg: docupoint Verlag, 2007.
 ISBN 978-3-939665-32-8,
 287 Seiten, Pb, einige Abbildungen,
 CD-ROM als Beilage, € 18,50.

Mit dieser neuen Übersetzung des Poopol Wuuj ins Deutsche hat Jens Rohark eine bemerkenswerte Fleiß- und Facharbeit vorgelegt.

In zwei Spalten angeordnet, wird der originale K'ichee'-sprachige Text, der im 16. Jahrhundert mit lateinischen Buchstaben lautschriftlich festgehalten wurde, zeilengetreu der deutschen Übersetzung gegenübergestellt. Für den Fachmann ist die erstmalige Umschrift des Textes in die heute üblichen Maya-Orthografie besonders interessant. Bei der Übersetzungsarbeit gelangte Rohark zu zahlreichen Stellen, die in früheren Übertragungen ins Deutsche oder Englische missverständlich, widersprüchlich oder gar falsch interpretiert wurden. In hunderten von Anmerkungen wird auf das unterschiedliche Verständnis des alten Textes hingewiesen und Rohark begründet seine eigene, mitunter abweichende Lesart. Mit Hilfe dieser Anmerkungen werden gleichzeitig auch

gedankliche Bezüge und Querverbindungen erläutert, die der Originaltext beinhaltet und die dem mit der geistigen Kultur der K'ichee'-Maya (und der Maya überhaupt) weniger vertrauten Leser ansonsten verborgen bleiben. Zum besseren Verständnis der für uns teilweise nicht leicht zu verstehenden ideellen bzw. mythologischen Zusammenhänge werden in die Übersetzung an passenden Stellen "Dialoge" zwischengeschoben, in denen der Autor im "Zwiegespräch" mit seinem Sohn Zusammenhänge erklärt und auf besonders wichtige Zusammenhänge hinweist. Für den Interessenten der Maya-Kultur ist das Buch eine empfehlenswerte Lektüre.

Die dem Buch beigelegte CD-ROM ist ein besonderer "Leckerbissen". Abgesehen von Auszügen aus dem Poopool Wuuj, das ja auch im Buch ausgiebig behandelt wird, finden sich auf der CD vielfältige Inhalte: Kalenderumrechnungen, Informationen zu Schrift und Kultur der Maya, wunderschöne Bilder aus Mittelamerika und viel praxisnahe Insider-Tipps für den Gruppen- und Individualreisenden – Jens Rohark lebt schließlich seit über zehn Jahren in Mexiko, wo er als Reiseleiter arbeitet. Auf Seite 98 ff. dieser Zeitschrift finden Sie einen Beitrag von Jens Rohark. RO



Berthold Riese:
Aztekische Schöpfungs- und Stammesgeschichte.

Ethnologische Studien Bd. 38.
Berlin: LIT VERLAG Dr. W. Hopf, 2007.
ISBN 978-3-8258-0129-8,
212 Seiten, Hardcover, farbige und SW-Abbildungen, € 39,90.

Aus früher mexikanischer Kolonialzeit stammen mehrere bedeutende Aufzeichnungen, meist "Codizes" genannt, die Historie, Religion und Brauchtum der erst kurz vorher eroberten und unterworfenen indianischen Völker darstellen.

Die so genannte "Leyenda de los Soles" ("Sage von den Sonnen/Weltzeitaltern"), ein anonymes, mit keinem Titel versehenes Werk, gehört zu diesen aufschlussreichen Aufzeichnungen. Zwischen den Zeilen gibt der unbekannte Autor jedoch zu verstehen, dass er selbst Azteke oder aztekischer Herkunft ist.

Die "Leyendas", in verschiedenen, voneinander etwas abweichenden Abschriften erhalten, haben erst im 19. Jahrhundert die Aufmerksamkeit der Gelehrten geweckt und sind in Teilen mehrfach übersetzt und editiert worden.

Berthold Riese hat nun eine neue, akribisch aufgearbeitete und kommentierte deutsche Übersetzung dieser alten Schrift vorgelegt. Zweisprachig wird das in aztekischer Sprache in lateinischen Lettern abgefasste Dokument der deutschen Übersetzung zeilenweise gegenübergestellt und durch Anmerkungen erklärt.

In umfassender Weise erläutert die "Leyenda" das religiöse Weltbild, die Schöpfung und verschiedenen Weltzeitalter aus aztekischer Sicht. Schließlich erfolgt der unmerkliche Übergang zur "tatsächlichen" Historie, indem der Untergang der Tolteken, die Wanderung der Azteken und ihre Ankunft im Hochtal von Mexiko und weitere Ereignisse der frühesten aztekischen Geschichte geschildert werden. Daran schließt sich die historisch fassbare Geschichte und Aufzählung der aztekischen Herrscher und der wichtigsten Ereignisse ihrer jeweiligen Regierungszeiten bis zur spanischen Eroberung an.

Das Buch, illustriert mit schwarzweißen und einigen farbigen Abbildungen, ist durch die akribische Aufarbeitung des Themas ein wertvolles Quellenwerk für jeden, der sich für geistige Kultur und die Geschichte der Azteken interessiert. RO



Diego de Landa:
Bericht aus Yucatan.
Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Carlos Rincón.
Stuttgart: Philipp Reclam jun., 2007.
ISBN 978-3-15-020582-0,
212 Seiten, Pb, Abbildungen, € 9,90.

Reclam gibt mit diesem Buch einen Titel heraus, der bereits 1990 im Leipziger Reclam Verlag erschien. Die Leipziger Ausgabe war umfangreicher illustriert, am Inhalt hat sich sonst nichts geändert. B. Riese hat in seinem 1995 erschienenen Buch "Die Maya" kritisiert, dass die Leipziger Ausgabe wenig zuverlässig sei. Aber man sollte doch bedenken, dass dieser Reclam-Band nicht für Studenten der Altamerikanistik zu Studienzwecken geschrieben worden ist. Die Übersetzung ist ein Kompromiss an ein breites Publikum – ein Publikum, das sich für die spannende Geschichte der Maya interessiert und dazu einen Augenzeugenbericht lesen möchte. Die Fachleute werden sich natürlich auf das spanische Original stützen. Aber der Laie möchte natürlich eine lesbare Lektüre. Insofern kann man die vorliegende Übertragung des Textes in die deutsche Sprache gerne empfehlen.

Der Band wird ergänzt durch einen Aufsatz der beiden Forscherinnen Linda Schele und Mary Ellen Miller. Dieser Aufsatz wurde einem Sammelband entnommen, der bereits 1986 erschienen ist. Da hätte der Verlag aber etwas Aktuelleres nehmen sollen, denn weltweit ist wohl keine Region in den letzten 25 Jahren so intensiv erforscht worden, wie Yucatán. Und in den letzten Jahren gab es viele neue Erkenntnisse zur Geschichte der Maya.

So ist der vorliegende Band nur ein Nachdruck eines vor 18 Jahren erschienenen Buches, das damals übrigens stolze 9 Mark der DDR kostete. MK



Jürgen H. Schmidt:
Begegnungen in Peru.
Urwaldindianer auf dem Weg ins 21. Jahrhundert.
Norderstedt: Books on Demand, 2007.
ISBN 978-3-8334-9762-9, 100 Seiten, € 10,00.

Dieser kleine Band bietet eine kurzweilige Lektüre über den Alltag der Candoshi und Caquinte, kleine Indianergruppen im Amazonasgebiet Perus. Der Autor reist als Missionar nach Peru, wo er fast sieben Jahre verbringt.

Im Buch schildert er vor allem seine ersten Eindrücke; gibt seine Gedanken über die Situation der heutigen Indianer wieder. Dabei werden vom Autor ausgewählte Begegnungen beschrieben. Begegnungen, die das Aufeinandertreffen völlig verschiedener Kulturen beschreiben. Aber während die ersten Missionsversuche

in Peru, direkt nach der Konquista, auch von Gewalt begleitet waren, so sind heutige Missionierungsversuche völlig anders einzuschätzen. Heute ist die Missionierung für die Indianer keine Pflicht mehr. Dagegen bieten ihnen die Missionare heute oft die einzige Möglichkeit, Lesen und Schreiben zu lernen. So erlangen sie die Grundlagen für eine gute Ausbildung.

Im Buch wird deutlich, dass sich der Autor durchaus der neuen Situation bewusst ist. Die heutige Missionierung hat ihre Schrecken verloren, bietet den Indianern heute Hilfe statt Religionszwang. Und beim Lesen wird deutlich, dass der Missionar, sich seiner heutigen wichtigen Rolle durchaus bewusst ist. Ihm war es wie einem Ethnologen möglich, sich ausgiebig mit dem alltäglichen Leben der heutigen Indianer des Amazonastieflandes zu befassen. Er lernte, wie diese Menschen leben und denken. Und er hat Verständnis für ihre Situation gewonnen. Ein Umstand, der in der heutigen Zeit durchaus wichtiger wird. Denn die Ureinwohner auf dem amerikanischen Kontinent benötigen viel Unterstützung bei ihrer Integration in die heutige Gesellschaft. Dabei kommt der Kirche als Vertrauensinstitution eine große Rolle zu.

Wenn es auch nur ein dünnes Büchlein geworden ist, der Inhalt ist für alle, die sich mit der heutigen Situation indianischer Ureinwohner befassen, sehr interessant. *MK*



Joachim Born (Hrsg.):
Curt Unckel Nimuendajú – ein Jenenser als Pionier im brasilianischen Nord(ost)en.
 Beihefte zu Quo Vadis, Romania?, 29.
 Wien: Praesens Verlag, 2007.
 ISBN 978-3-7069-0424-7,
 328 Seiten, € 29,20.

Der vorliegende Band macht die Beiträge eines internationalen Kolloquiums publik, das vom 8. bis 10. Dezember 2005 an der Friedrich-Schiller-Universität Jena anlässlich des 60. Todestages Curt Unckels stattfand. Bezeichnenderweise für die deutsche Wissenschaftslandschaft wurde diese Publikation mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur in Wien (!) – also mit österreichischen Mitteln – gedruckt. Auf jeden Fall muss man dafür dem österreichischen Bundesministerium danken. Denn auch wenn bei Brockhaus 1979 ein Buch über den Jenenser Curt Unckel erschienen ist – so richtig bekannt ist der Forscher, der in Brasilien große Popularität genießt, in seiner ursprünglichen Heimat kaum. Zwar gibt es seit 1965 in seiner Geburtsstadt Jena einen Gedenkstein. Allerdings wurde dieser nicht etwa auf dem Marktplatz aufgestellt, sondern an einem recht entlegenen Standort.

So war das Kolloquium anlässlich des 60. Todestages Curt Unckels auch dazu gedacht, die Verdienste eines Völkerkundlers zu würdigen, der es als Autodidakt in Brasilien zu Anerkennung und Ruhm gebracht hat. Curt Unckel erhielt von den Guaraní sprechenden Völkern Brasiliens den Namen Nimuendajú. Diese Namensgebung war eine hohe Wertschätzung für den von der Wissenschaft lange nicht akzeptierten Autodidakten. Arbeitete er doch nicht nur zeitweise bei den autochthonen Einwohnern Brasiliens wie andere Ethnologen, sondern er lebte mit ihnen. Nimuendajú war Ethnologe, Geograf, Sprachforscher, Fotograf. Er war das, was man einen Universalgelehrten nennt. Er verband ohne weiteres Geistes- und Naturwissenschaften – eine Selbstverständlichkeit, an der heute endlich wieder mit Nachdruck gearbeitet wird. Nur hatte er nie die Gelegenheit, seine Forschungen einem breiten akademischen Publikum vorzustellen. Umso mehr ist die Initiative des Herausgebers zu würdigen, der mit großer Unterstützung der

Stadt und Universität Jena ein interdisziplinäres Kolloquium auf die Beine gestellt hat, an dem eben nicht nur Akademiker teilgenommen haben, sondern dass auch der Öffentlichkeit zugänglich war. Auf diese Art verstand Born den Bildungsauftrag der Universität. Die gelungene Veranstaltung fand eine hohe Akzeptanz in der Öffentlichkeit, so dass der nun vorliegende Band mit den Beiträgen des Kolloquiums zumindest in Jena sehr gefragt sein dürfte – aber auch im "restlichen" Land große Beachtung verdient.

Die umfangreiche Präsentation von 21 Beiträgen zeigt auch die breite Akzeptanz des Projektes. Natürlich ist Nimuendajú nie ganz vergessen worden. Und die interdisziplinär ausgerichtete Veranstaltung anlässlich seines 60. Todestages wurde seinen Leistungen gerecht.

Aufgrund des Umfangs des vorliegenden Kolloquiumsberichtes soll hier nur auf einige der Themen kurz eingegangen werden:

So beginnt der Band mit einem Beitrag des Herausgebers, in dem die Problematik: berühmt in Brasilien – fast vergessen in der Heimat, behandelt wird. Hannes Stubbe aus Köln behandelt die Stellung Nimuendajús in der Geschichte der Ethnologie Brasiliens.

Oliver Fahle aus Weimar stellt in seinem reich illustrierten Beitrag die ethnografisch-fotografische Arbeit Nimuendajús vor.

Weitere Beiträge des umfangreichen ersten Teils behandeln die Forschungsarbeiten des Jenensers sehr ausführlich. Ein zweiter Teil widmet sich seinen Vorläufern und Zeitgenossen, u.a. Theodor Koch-Grünberg oder der aus dem brandenburgischen Kraatz stammenden Emilie Maria Snethlage.

Ein weiterer Teil befasst sich mit dem Wirkungsgebiet Nimuendajús: dem brasilianischen Norden und Nordosten. Unter anderem stellt Roland Garve (Lüneburg) hier eigene Forschungen bei einem lange unbekanntem Stamm, den Zoé, vor, die er Ende der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts durchführen konnte. Damit wird gewissermaßen ein Bogen von Nimuendajú bis in die heutige Zeit gezogen.

Bis auf den Beitrag von Marco Antonio Goncalves, der in portugiesischer Sprache vorliegt, sind alle Beiträge in deutscher Sprache publiziert. So bleibt die Hoffnung, dass dieser facettenreiche Band über einen interessanten deutschen Forscher eine hohe Verbreitung findet. Die Lektüre lohnt sich allemal, wird man doch nicht nur mit dem Leben und Werk eines interessanten Menschen vertraut gemacht. Man erfährt ebenso eine Menge über die heutige Situation in der bereits von Curt Unckel erforschten Region und über gegenwärtige ethnologische Forschungen im brasilianischen Amazonasgebiet. *MK*



Elisabeth Hüttermann (Hrsg.):
Ich bin ... Lebensgeschichten aus Bolivien.
 Zürich: Rotpunktverlag, 2007.
 ISBN 978-3-85869-358-7, 256
 Seiten, zahlreiche Abbildungen,
 € 24,00.

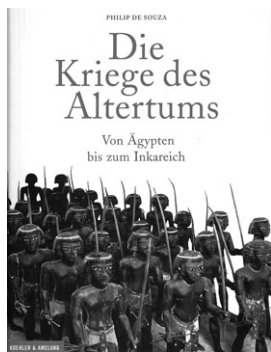
Dieser Sammelband vereinigt 23 persönliche Geschichten von Frauen und Männern aus Bolivien. Die Lebensgeschichten zeigen einen Querschnitt durch die bolivianische Gesellschaft: Landarbeiter, Sekretärinnen, Gemüsehändlerinnen, Lehrerinnen oder Minenarbeiter berichten über ihr Leben. Es sind keine nobelpreisverdächtigen Erzählungen eines Schriftstellers, sondern die ganz persönlichen Lebensberichte von Bolivianerinnen und Bolivianern, die uns erzählen, was sie täglich tun und vor allem, was sie denken.

Die Idee zu den Geschichten entstand bereits im Jahr 2003. In einer Zeit sozialer Unruhen im Land entstand die Idee, Menschen aus unterschiedlichen Schichten über ihr Leben zu befragen und so für etwas mehr Verständnis und Toleranz untereinander zu werben.

Die Porträts erschienen dann ein Jahr lang alle zwei Wochen in den Sonntagsausgaben verschiedener bolivianischer Tageszeitungen. Und aufgrund des großen Zuspruchs entstand dann die Idee, diese Geschichten in einem Buch herauszugeben. Das war auf jeden Fall eine sehr gute Idee. Denn dadurch bietet sich auch den deutschsprachigen Lesern die Möglichkeit, einen ungewohnt tiefen Einblick in die Gedanken der bolivianischen Bevölkerung zu gewinnen. Sie zeigen die große Vielfalt, die in diesem Land herrscht und sie ermöglichen das Verständnis einer Kultur, die zwar geographisch weit entfernt ist, aber die viele von uns doch gern kennen lernen möchten.

Eine Einführung von Stephan Rist macht den Leser mit der allgemeinen Situation in Bolivien zur Zeit der Entstehung der Berichte und zur Gegenwart bekannt. Zahlreiche Abbildungen lockern den Text optisch auf und machen das Schmökern im Buch zu einem noch größeren Vergnügen. Man sollte dieses Buch nicht wie einen Roman lesen, sondern immer nur ein, zwei Geschichten, um deren Wirkung auf sich entfalten zu lassen.

Durch dieses Buch lernt man sicher mehr über Bolivien als durch ein Dutzend Geschichtsbücher. MK



Philip de Souza (Hrsg.):
Die Kriege des Altertums. Von Ägypten bis zum Inkareich.
 Leipzig: Koehler & Amelang, 2008.
 320 Seiten, zahlreiche Abbildungen,
 ISBN 978-3-7338-0362-9; € 35,-.

Der Leipziger Verlag Koehler & Amelang hat diesen Band in Kooperation mit dem renommierten Londoner Verlag Thames & Hudson herausgebracht. Sammelbände zur Kriegsgeschichte erfreuen sich anscheinend großer Beliebtheit beim Lesepublikum, sind doch in den letzten Monaten einige Bücher zum Thema erschienen. Das besprochene zeichnet sich dadurch aus, dass nicht ausschließlich die europäische Kriegsgeschichte behandelt wird. Dem Herausgeber ist es gelungen, ein weltweit breites Spektrum in diesem Band zu zeigen.

Bereits die Einführung enthält einen diskussionswürdigen Satz, in dem de Souza behauptet, dass der Krieg im Altertum "...durchaus als die treibende Kraft des gesellschaftlichen, ökonomischen und kulturellen Fortschritts..." anzusehen ist. Der Krieg als Vater aller Dinge sollte in der modernen Geschichtswissenschaft eigentlich ausgedient haben ...

Einen sehr guten Überblick bieten die einzelnen Beiträge, die alle sehr reich illustriert sind und wo es einen separaten chronologischen Überblick und spezielle, vom Text getrennte kurze Darstellungen gibt. Dazu gibt es Karten und schematische Darstellungen einzelner Schlachten. Im Kapitel "Krieg im Alten Ägypten" stimmen jedoch die Angaben über die Anzahl der ägyptischen Streitwagen nicht überein. Die Zahlen differieren dabei erheblich: von 200 Streitwagen im Text (S. 36) zu 2000 im Schema (S. 34). Dieser kleine Fehler kann jedoch den positiven Gesamteindruck des Buches nicht trüben.

Ferguson stellt in seinem Beitrag die prähistorischen Kriege vor und geht dabei auch auf die Frage ein, wann der erste Krieg stattgefunden haben mag. Seine Argumentation ist verständlich vorgetragen, dass er keine Lösung auf die Frage anbieten kann, bietet er überzeugend dar.

Es folgen Beiträge über den Krieg im Alten Ägypten und im Vorderen Orient, über das Großreich der Perser, minoische und mykenische Kriegsführung, über Kriege in Griechenland und Rom, bei den Kelten, Parthern und Sassaniden. Das Kriegswesen bei den Skythen und Hunnen wird ebenso vorgestellt wie das im antiken Südasien und China sowie Japan und Korea.

Für unsere Leser dürften die beiden letzten Beiträge von besonderem Interesse sein. Was in allen anderen Büchern dieser Art fehlt, wird hier ausführlich vorgestellt: das Kriegswesen in Mesoamerika von den Olmeken zu den Azteken und im alten Peru "von kriegerischen Dörfern zum Inkareich".

Das besondere an diesem Buch ist seine inhaltliche Konzentration auf das soziale und politische Umfeld, in dem die Kriege stattfanden. Der Verlauf einzelner Schlachten wird zwar zum Teil mit erwähnt, macht aber nicht den Hauptteil der Darstellungen aus. Und so erfährt der Leser eine Menge Fakten zum Umfeld, über Hintergründe und Zusammenhänge.

Ein lesenswertes Buch, bei dem das breite Themenspektrum für den besonderen Reiz sorgt. MK

Rezensenten:

MK Mario Koch
RO Rudolf Oeser
UTS Ursula Thiemer-Sachse

Preis- und andere Angaben ohne Gewähr.

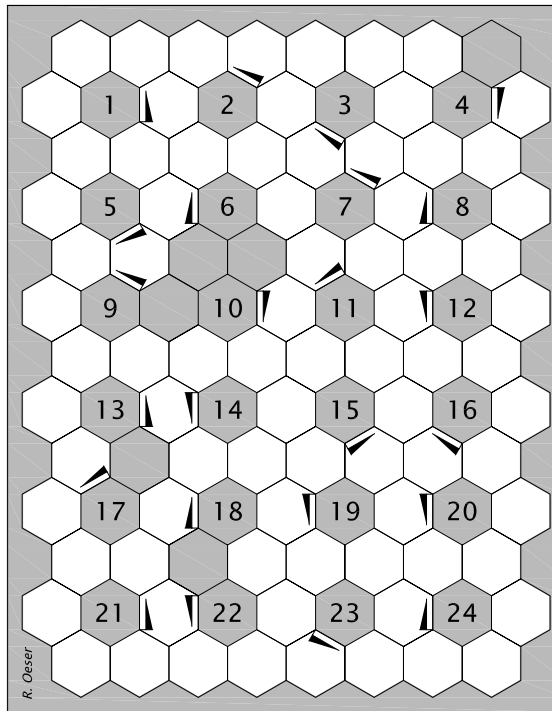
Die nächste Ausgabe dieser Zeitschrift erscheint im August 2008.

Sie lesen darin u.a. Beiträge zu folgenden Themen:

- | | |
|------------------------------|---|
| <i>Andreas Fuls</i> | Eine neue Datierung der klassischen Mayakultur |
| <i>Eveline Rocha Torrez</i> | Musik und Tanz der Inuit (Eskimo) |
| <i>Ursula Thiemer-Sachse</i> | Tlamama – aztekische Lastenträger im alten Mexiko |
| <i>Judith Sanders</i> | Schädelreparationen und -deformationen in Peru |

(Änderungen vorbehalten – siehe im Internet: www.amerindianresearch.de)





WABENRÄTSEL NORDAMERIKA

Suchworte in Pfeilrichtung umlaufend eintragen.
Viel Spaß beim Knobeln!
(Lösung im nächsten Heft)

- 1 gewinnt man aus Ahornbäumen
- 2 berühmter Apache-Führer (auch DEFA-Film)
- 3 üblicher, aber irriger Name für ein Beifußgewächs
- 4 Stamm im Süden der Nordostküste
- 5 ansteckende Krankheit, früher oft tödliche Seuche
- 6 Anführer der Mimbreno-Apache
- 7 spiritueller Führer der Comanche
- 8 Pueblo der Tano-Indianer
- 9 Wakash-Stamm an der Nordwestküste
- 10 ausgestorbener Stamm im Florida
- 11 Stamm am unteren Mississippi
- 12 kalifornischer Indianerstamm
- 13 Häuptling der Chiricahua-Apache
- 14 berühmter Indianerfotograf
- 15 Häuptling der Yanktonai
- 16 athapask. Stamm der Subarktis
- 17 berühmter Ute-Häuptling
- 18 Indianerstamm in Kalifornien
- 19 Indianerstamm (u.a. Wildreiserntevolk)
- 20 Anbaupflanze (Plural)
- 21 Rentier
- 22 Indianerstamm in Kalifornien
- 23 Häuptling der Navajo
- 24 Stamm der Iroquois

R. Oeser

Auflösung aus Heft 1/2008: 1-Sarsee, 2-Tanner, 3-Nasoni, 4-Yurok, 5-Alsea, 6-Catlin, 7-Seneca, 8-Creek, 9-Utina, 10-Bonnin, 11-Gerben, 12-Oregon, 13-Tosawi, 14-Woccon, 15-Custer, 16-Tenino, 17-Rassel, 18-Castro, 19-Nauseat, 20-Schnee, 21-Guale, 22-Shasta, 23-Santeel, 24-Schafe

Ametas-Jahrbücher:

Alle vier Ametas-Jahrbücher (1999 bis 2002) sind beim Verlag noch erhältlich. Die Jahrbücher 1999 bis 2001 kosten jeweils 4 € (statt 8,50 €), die letzte Ausgabe (2002) kostet 6 € (statt 8,50 €). Alle Preise zzgl. Porto (Inland): Bis 2 Exple. 85 Cent; bis 5 Exple. 1,40 €; ab 6 Exemplare Versand als Päckchen. Für den Versand ins Ausland gelten andere Posttarife.

Zu Inhalt und Verfügbarkeit aller 1986 Ametas-Publikationen (seit 1986) siehe unter www.Voelkerkun.de

Bestellungen an:
Ametas-Verlag
PF 166
22401 Hamburg
Tel. 040-52 764 52
Email: renko@freenet.de

ÜBERSETZUNGEN INS SPANISCHE

Biete als Muttersprachler Übersetzungen vom Deutschen ins Spanische. Ich übernehme Aufträge verschiedener Sachbereiche.

Unverbindlicher Kostenvoranschlag.

Per E-mail schnell und zuverlässig.

Sandro_gonzales@web.de

Tel. 0178 / 13 59 507

Alle bisher erschienenen Ausgaben der Zeitschrift sind noch in begrenzter Stückzahl lieferbar.



AMERINDIAN RESEARCH

Vier Versandlisten im Jahr!
Wir haben antiquarische Bücher aus folgenden Bereichen in unserem Angebot:

Indianer, Americana, Abenteuer, Karl May, Länder-Völker-Reisen, Americana-/Indianer-Neubücher, Braunschweigsbücher, Kinder- und Bilderbücher und vieles andere.

Außer Büchern suchen wir Indianerfiguren, (Elastolin, Lineol u.a.) sowie Karl-May- und Winnetou-Büsten.

ALGONKIN-ANTIQUARIAT

Horst Henneberg
Sonnenstraße 9 B
38100 Braunschweig

Tel. und Fax: (0531)791471
info@algonkin-antiquariat.de
www.algonkin-antiquariat.de



Geschäftszeiten
Mo.-Fr. 10-18 h
Sonabend 10-14 h

INTERART BUCHHANDLUNG

Markt 17 / Königshauspassage
04109 LEIPZIG
Tel.: 0341-9607578

Zum Thema Indianer:
Bücher neu und antiquarisch,
Postkarten, Originalstücke

Außerdem: Kinderbücher



Ethnologisches Museum

Lansstr. 8
14195 Berlin

Di. - Fr. 10-18 Uhr
Sa./So. 11-18 Uhr
Eintritt: 8,-/4,- Euro

www.smb.museum

NEU: Internetseite übersichtlicher gestaltet!

Carsten & Rüdiger Kraft
Zwerger Weg 11a
34396 Liebenau
0 56 76 / 86 52

wildbisonrudi@aol.com
www.wildbison.de



KAMPF UM DIE INKASTADT CUZCO



Aufzeichnungen eines anonymen Zeitzeugen 1535-1539
übersetzt, bearbeitet und eingeleitet durch Mario Koch
trafo verlag Berlin 2001
ISBN 3-89626-321-8
Ladenpreis 12,80 €,
140 Seiten, zahlreiche Abbildungen





UNESCO–WELTKULTURERBE

YELLOWSTONE NATIONALPARK, USA

Mit dieser Ausgabe von AmerIndian Research beginnt unsere Serie über das Unesco–Weltkulturerbe Amerikas. Wir stellen Ihnen einzigartige Landschaften vor, beeindruckende Zeugnisse alter indianischer Kulturen, Stätten kolonialer Baukunst. Lesen Sie auf Seite 110 den Beitrag über den Yellowstone Nationalpark in den USA!

